EMIL BERNHARD COHN

Legenden

GEORG MÜLLER MÜNCHEN

v 2.5

LIBRARY
Brigham Young University
RARE BOOK COLLECTION
Rare
BM
530
.C6
1925

BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
3 1197 22755 6914

3 1197 22755 6914

EMIL BERNHARD COHN / LEGENDEN

LEGENDEN

VON EMIL BERNHARD COHN

1925

MÜNCHEN BEI GEORG MÜLLER

COPYRIGHT 1925 BY GEORG MÜLLER VERLAG A.-G., MÜNCHEN
PRINTED IN GERMANY

UPB

GUSTAV UND SELMA KAUFMANN
DANKBAR ZUGEEIGNET

IM AFFENWALD

In Salomos Tempel zu Jerusalem, am Südtore, wo das Walkerfeld lag, stand ein hoher Turm und in dem Turm war eine Glocke, mit der hatte es folgende Bewandtnis: Einmal nur im Jahre, am großen Sühnetage, wenn der Hohepriester zum heiligen Dienste schritt, wurde diese Glocke geläutet. Dann aber war ihr Schall so furchtbar, daß alle Geräusche der Welt keine Geräusche mehr waren. Alle Geschöpfe standen zitternd ob des großen Klanges, die Bäume hörten zu rauschen, die Ströme zu fließen auf, selbst die heiligen Cherubim um Gottes Thron liefen zitternd durcheinander. Denn dann riß der Himmel auf, und der göttliche Glanz, die Schechina, ließ sich herab auf das heilige Volk, das atemlos im Vorhof seines Gottes stand seiner erhabensten Stunde gewärtig. Nur einmal im Jahre. Im übrigen hing die Glocke stumm und regungslos im Turme.

Und doch nicht tot, sondern ein Sinnbild des Lebens jedem, der vorüberging. Denn wer immer zum Turme kam, hob die Augen zu ihr und fühlte sich in diesem Augenblick rein von aller Fehle und sündigte viele Tage nicht mehr. Mancher aber glaubte gar, sie summen zu hören, wann immer sein Blick sie traf. Als man den weisesten der Könige, der sie dort hingehängt hatte, darauf aufmerksam machte, sagte er, das komme daher, weil ihr Erz aus der Tiefe des Zionberges geholt worden sei, auf dem sie hing. Es sei die Sehnsucht des Erzes nach der Tiefe, die so summe. Von dieser Glocke ist uns in den alten Schriften folgende Legende aufbewahrt, die, so sonderbar und beinahe lächerlich sie sei,

ich den Kindern der Zeit nicht vorenthalten möchte, da ich eine ganz geheimnisvolle Lehre darin vermute, vielleicht, daß es Hellhörige gibt, die auch im scheinbaren Widersinne den Sinn noch finden.

Als die Königin von Saba gen Jerusalem zog, um den weisen Salomo in seinem Glanze zu sehen und ihn mit Rätseln zu prüfen, befand sich in ihrem Gefolge auch der edle Affenkönig Kofamadbra aus dem Madbrastamme. Er hatte gehört, daß Salomo neben all seiner Weisheit auch die Sprache der Tiere verstand, und war gekommen, auch seinerseits ihn zu prüfen und das Wunder zu bestaunen. Salomo machte sich ein Vergnügen daraus, den edlen Affenfürsten vor all seinen Großen zu empfangen und danach stundenlang in seinen Garten im Gespräche mit ihm auf und niederzugehen. Der weise König war so belustigt von den zwar springenden aber lebhaften Gedanken des eigenartigen Gastes, die auf eine sonderbare Weise nicht zum Zusammenhang gebracht werden konnten und doch ganz wie eine Weisheit klangen, daß er ihn einlud, nach Jerusalem zu kommen, wo er ihm und seinem ganzen Stamme einen Affenwald pflanzen wollte. Im Süden der Stadt dehnten sich, solange Salomo seine Teiche noch nicht angelegt hatte, weite Sümpfe, geeignet im Handumdrehen aus schnellwachsenden Bäumen und wuchernden Schlingpflanzen einen Urwald hervorzuzaubern, wie ihn ganz Saba und Kusch nicht kannten. Der Affenkönig, geehrt durch den Zuspruch des Weisesten der Welt, auch durch mannigfaltigen Glanz der in Marmor und Gold gebauten Stadt geblendet, sagte zu und verließ beglückt Jerusalem.

Alsbald ließ Salomo im Volke eine Frohn ausrufen, daraufhin mußte jeder zehnte Mann des Volkes in Jerusalem

erscheinen, und es dauerte auf diese Weise nicht lang, daß dort, wo bis dahin eitel Sumpf war, ein herrlich wilder Wald emporwucherte, der zugleich die Luft von Jerusalem frischer und reiner machte als vordem.

Als das Werk vollendet und der bestimmte Tag herangekommen war, erschien im Vollmond der voraufgehenden Nacht das ganze Heer der Madbraaffen, um von ihrem Walde Besitz zu ergreifen. Da damals zum ersten Male die Affen gesehen wurden in Jerusalem, hatte Salomo den Söhnen seiner Stadt verboten, in jener Nacht ihre Häuser zu verlassen. Jeder aber hörte wachend auf seinem Lager das unendliche Schwatzen der Zahllosen über die Dächer, das dunkle Brausen ihrer unabsehbaren Menge und erschauerte, wenn er im Mondlicht den lautlosen Sprung eines Schattens über sein verhängtes Fenster sah.

Am Morgen begab sich Salomo in den Affenwald und fand mit Staunen dort ein solches Gewimmel, daß mit bestem Willen nichts zu unterscheiden war. Seinem weisen Auge entging nicht die wühlende, verwirrende Betriebsamkeit, mit der die Affen daran waren, sich in ihrem neuen Heime einzurichten, nur schien ihm der Aufwand an Laufen und Beweglichkeit in keinem Verhältnis zu stehen zu der Ordnung, die zu erstreben war. Das war ein Geschwirr von Stimmen, ein Gesprudel fletschender und quakender Laute, daß selbst ihm, dem all das Tierische da Sprache war, kaum etwas verständlich wurde. Vergebens suchten seine durchdringenden Augen in dem Wirrwarr die ihm wohlbekannte Gestalt des edlen Affenkönigs, auch war kein Unterschied zu sehen zwischen Affen und Affen bei all den schaukelnden und schwingenden Leibern und Schwänzen. Nur eines war bei diesem Geschlechte der Affen erkennbar: Alles, was sie taten, war zuchtlos getan, und durch all ihre Sprünge und

Kletterkünste um nichts und wieder nichts, ihre Endlosigkeiten ohne Berechnung, ihre Unermüdlichkeiten ohne Zweck, ihre bald fliehenden, bald verfolgenden Schreie und Pfiffe zuckte ihr äffischer Wahlspruch: Sinnlos und ohne Scham!

Ermüdet schließlich und beinahe gelangweilt begab sich Salomo nach Hause. Auf dem Wege kam ihm ein leises Lachen, als er vergleichsweise seines Menschenvolkes gedachte und erkennen mußte, wie ähnlich oft das Menschliche dem Äffischen war mit seinem oft so großen Anhub ums leere Nichts, seiner Vielgeschäftigkeit und seinem Lärm. Mit solchen Gedanken langte er zu Hause an, mehr ärgerlich schon als belustigt der schnellen Laune, in der er das Affenvolk ins Bereich seiner heiligen Stadt gebracht. Mit der Zeit vergaß er ganz des Affenwaldes, mochten sie schließlich selber sehen, wie sie weiterkamen. So kamen die Affen auch weiter, denn ihr König, der edle Kofamadbra, war auf seine Manier ebenfalls ein weiser Fürst, und der Wald war hoch und weit und brausend, reich an Palmen und Feigen, die dem Volke der Madbra ihre Frucht zur Speise boten. —

An einem glühenden Endsommertage hockte der ganze Stamm schlafend auf den Zweigen des gewaltigen Johannisbrotbaumes, der die Mitte des Waldes und den Beratungsplatz des Affenvolkes bildete, als mit einem Male die heilige Tempelglocke zu dröhnen und die Stunde des Hohenpriesters anzuzeigen begann. Schreiend schossen die Affen nach allen Seiten auseinander, überschlugen sich und rannten durch brechende Zweige über alle Wipfel, bis sie erschrocken und atemlos an den vier Enden des Waldes angelangt waren und unterm Laube verkrochen dem erhabenen Klange lauschten, der Himmel und Erde erschütterte. Als nach dem Läuten

die Stille kam, schrie der edle Affenkönig vom höchsten Wipfel des Johannisbrotbaumes über den Wald:

„O ihr Madbraaffen, Söhnchen, Töchterchen, Enkelchen schöne, fürchtet euch nicht, sondern kommt zu mir! Euer Großväterchen ruft, kommt doch, kommt doch! Der große Affe ruft, wer wollte nicht folgen? Madbra, Madbra, Kofamadbra, euer König ruft!“

Alsbald kamen sie von den vier Waldenden, hüpfend, zaudernd, wieder hüpfend, einer nach dem andern. Als sie nun um den großen Johannisbrotbaum wieder versammelt waren, hub der edle Affenkönig also an:

„Ihr Madbra alle, Söhnchen, Enkelchen schöne, hört den allerweisesten der Könige an, ihn durch Rätsel geprüft und echt befunden! König Salomo hat uns diesen Wald gepflanzt, aber er hat uns nicht gesagt, daß in der Nähe solch ein ungeheures Lärmding sei. Söhnchen meine, Äffchen erschrockene, als ihr floht, ist der große Affe nicht geflohen, sondern ins Menschenvolk gegangen, das Lärmding zu prüfen. Hängt hoch oben in einem Turm, schaut aus wie eine hohle Nuß, riesengroß, drinnen ein Ding hängt von glänzigem Stein. Ein Seil geht vom Ding herab durch den ganzen Turm, ziehen unten die Menschen daran, so zuckt das Ding und schlägt die Nuß, heia, so wackelt die Nuß, wackelt hin und her und wird wieder geschlagen. Ein Lärmding, Söhnchen erschrockene, wer hätt' gedacht, daß das Ding so lärmen könnte! Hätt' ich das Ding nur, so macht' ich euch Lärm, daß Himmel und Erde, ja selbst der König Salomo sollt' zittern in seinem Hause. Wer nur das Ding hat, der hat die Welt: Söhnchen, ich hol' euch das Ding!“

So sprach damals im Affenwalde der edle Affenkönig Kofamadbra zu seinem erschrockenen Volke. Als aber die Nacht gekommen war, verließ er den Wald, schlich einmal

um den Tempel herum, glitt, als die Wächter vorüber waren, blitzschnell den Turm empor, und hob mit seinen starken Affenarmen den Schlägel der heiligen Glocke aus und brachte ihn zum Affenwald.

Keiner in Jerusalem merkte, was geschehen war. Wer vorüberging und die Augen hob, sah die Glocke und fühlte sich gereinigt. Wer vorüberging und die Ohren auftat, hörte ihr geheimnisvolles Summen. Daß der Schlägel fehlte, sah keiner. Nur die Augen des weisesten aller Könige erkannten alles und sahen auch, wohin der Schlägel geraten war. Ob ihn aber das seltsame Spiel um den heiligen Turm tiefsinnig machte, oder ob ihm die leere Glocke am nächsten Sühnetage dienen sollte, die Herzen seines Volkes zu prüfen, Salomo schwieg und wartete. Das ganze Jahr wartete er, ob wohl einem Großen oder Kleinen, Alten oder Jungen das Fehlen des Schlägels auffallen würde. Aber alt und jung, groß und klein blickten nach wie vor, tagaus, tagein, zur Sühneglocke auf und trugen den Nachklang im Herzen und den Vorklang der heiligen Stunde.

Als aber die Stunde des heiligen Dienstes für den Hohenpriester wieder gekommen war, als die dienenden Priester den Turm betraten, um am Seile zu ziehen, siehe, da erschrak das Volk gewaltig und sein Herz fing zu flattern an. Alle starrten entsetzt zum Glockenturm empor: Die Glocke schwang, aber klang nicht mehr. Von allen Seiten eilten Priester auf den Turm zu, verschwanden im Dunkel seiner Tür, kamen wieder, blickten nach oben und verschwanden zum zweiten Male: Leer und tot schwang die heilige Glocke in der Höhe. Erschüttert, aber in erhabener Fassung vollendete der Hohepriester den heiligen Dienst, dann schritt er mitten durch das erstarrte Volk auf den Platz des Königs zu. Dieser schwieg mit undurchdringlichem

Gesicht und versagte allen Fragen des Priesters Rat und Antwort.

Als der Hohepriester zurücktrat, umringte den Verlegenen alles Volk und bestürmte ihn mit Fragen, Bitten und Jammern. Die Glocke müsse tönen, sie müsse nur recht geläutet werden. Vergebens wies der Priester darauf hin, daß der Schlägel verloren sei, vergebens richteten sich seine flehenden Blicke auf den rätselvoll schweigenden König, das Volk wurde immer drohender und wilder: „Und können wir sie nicht läuten hören, so wollen wir sie läuten sehn!“ riefen sie über den Tempelplatz, und angeführt von einer fast tollen Jugend, ruhten sie nicht, bis der Hohepriester gebot, daß die heilige Glocke zur Sühne ihres unerhörten Schweigens von nun an ununterbrochen Tag und Nacht geläutet werde, ein Priester sollte den andern ablösen im heiligen Werk, und nie sollte die Glocke ruhen, bis sie sich eines Besseren besänne und ihres wahren Klanges.

Und so geschah es. Ununterbrochen sah das Volk künftighin den ungeheuren, leeren Schwung im Glockenturm. Es war, als wollte die Glocke aus dem Turme fliegen, so knarrte das Gebälk, und der ganze Turm zitterte, als könnte er den toten Schrei der Stummen nicht ertragen. Unten aber arbeitete die junge Priesterschaft, die sich unter dem Kopfschütteln der Alten dazu gedrängt hatte, am Seil, und der Schweiß rann von ihrer Stirn.

König Salomo schwieg ob des sonderbaren Treibens und mochte sich wohl fragen, wie das Spiel einmal enden sollte. Oft aber trieb es ihn hinaus, sein Volk zu belauschen. Dann verkleidete er sich als Bettler, verstellte sein Angesicht und wandelte unter dem Turm, um zu sehen und zu hören.

Einmal trat er hinein und fand einen jungen Priester, der am Seile hing, während ein anderer darauf wartete, ihn abzulösen. Mannshoch hob den Jüngling das Seil, und wenn er zurückfiel, lag er fast mit dem ganzen Leibe an der Erde, so schwang er die Glocke.

„Höre einmal," sagte Salomo zu ihm, als er das Seil losgelassen hatte, „was denkst du dir dabei, mit solcher Gewalt eine leere Glocke zu schwingen?"

„Alter Mann," erwiderte der Jüngling in Schweiß und Verzückung, „ich höre die Glocke, die ich schwinge."

„Ich nicht," gab Salomo zurück, „und bist du denn sicher, daß du sie schwangst? Mir schien vielmehr, du wurdest von ihr geschwungen, so zappelten deine Beine, wenn das Seil dich hob."

„Das Volk sieht den Schwung," sagte der Jüngling und reckte atmend die Arme, „und der Schwung ist alles!"

„Kann man vom Schwung einer leeren Glocke leben?" fragte Salomo. „Was ist uns der Duft einer leeren Vase?"

„Ich bin jung und du bist ein alter Bettelmann!" schloß der junge Priester mit Verachtung und ließ Salomo stehen.

Der Weise blickte ihm nach und schüttelte den Kopf: „Sie wollen den Rausch," sprach er zu sich selber, „und mehr wollen sie nicht. Aber wenn sie nur Liebe dabei hätten!" —

Ein anderes Mal traf er einen Greis, der am Fuße des Turmes saß und mit halberloschenen Augen nach oben starrte. Neben ihm stand ein kleiner Knabe, der ihn stützte.

„Heda, Alter!" rief Salomo, „warum gehst du nicht weiter und starrst immer zu der schwingenden Glocke empor? Siehst du nicht, daß sie stumm und leer dort oben schwingt?"

„Du scheinst aus einer fremden Stadt zu sein," erwiderte der Greis, „oder gar aus einem fernen Lande. Sonst müßtest du wissen, was für eine wundersame Bewandtnis es früher mit dieser Glocke hatte. Selbst das Kind hier weiß es noch: Es war der Ton der Höhe in ihr und der Ton der Tiefe. Das Branden des ewigen Meeres brandete um sie, und der Gesang der Morgensterne war in ihrem Munde. Unsere Herzen zitterten, wenn wir sie hörten, und unsere Lippen verstummten, denn mit der Stimme des göttlichen Gerichtes sprach sie zu uns. Ich werde sie nicht mehr hören, aber ich habe sie gehört, und das ist genug. Geh deiner Wege, Alter, und störe mich nicht, denn ich bin dabei, mich zu erinnern und meinem Enkel es einzuprägen, daß Erinnerung das Leben sei, damit er es seinen Kindern dereinst weitersage und damit er lebe!"

Als der König den Greis so sprechen hörte, bewegten ihn tiefe Gedanken, und einen Augenblick lang war es ihm selber, als wenn von dem leeren Erze droben ein heimlicher Ton an sein Ohr geschlichen kam: „Hier ist wohl Liebe," sprach er zu sich selbst, „aber leben kann man auch davon nicht." Seufzend blieb er bei dem Turme stehen, bereit, alle Vorübergehenden zu mustern und in ihren Mienen das Geheimnis seines Volkes zu lesen. Da sah er denn, daß es vor allem die Jungen waren, die in den Turm hineingingen und aus dem Turm herauskamen, mit begeisterten Schritten und flammenden Augen: Seht, welch ein Werk wir schaffen! Und sah die Weiber, die den Jünglingen nachblickten und mit den Augen der Jünglinge zur Glocke schauten, ihre Schritte setzten wie sie und wie sie ihre Lippen bewegten. Und sah die Männer, die sich über den leeren Schwung im Glockenturm schon gar nicht mehr wunderten, aber wenn sie vorübergingen, einen Bogen machten um den Ein-

gang des Turmes, der von der Jugend eifersüchtig behütet wurde. Und sah schließlich die Greise, wie sie stundenlang am Fuße des Turmes saßen und nach oben starrten. Da kam es dem Könige plötzlich vor, als wären alle diese Menschen von einem schweren Traum befangen und er selbst der einzig Wache in einem Volke von Schlafwandelnden, und er seufzte tief. —

Ein Jahr war vergangen, der heilige Sühnetag nahte heran, da konnte der König eines Abends nicht einschlafen, und sein Geist war sehr beunruhigt. Er stand von seinem Lager auf und schlich sich in die silberne Nacht hinaus. Und siehe, da erlebte der weiseste der Könige, der zugleich der liebereichste war, etwas wundersam Liebliches: Im Schatten des Glockenturmes, der wie ein heiliger Finger in die Mondnacht ragte, stand ein junges Liebespaar selig aneinander gelehnt. Der Knabe hielt das Mädchen umschlungen und hauchte ihr ins Ohr:

„Hörst du die Glocke tönen, meine Taube, meine Reine?"

„Ich höre sie, mein Geliebter."

„So sage doch, was tönt sie dir, du Gazelle von den Bergen?"

„Sehnsucht tönt sie, mein Geliebter, stumme Sehnsucht nach dem, der sie zum Tönen brächte, Sehnsucht nach dem goldenen Schlägel ihres Klanges, ohne den die Glocke keine Glocke ist."

„O meine Geliebte, meine Taube vom Turm, meine Gazelle von den Bergen, wie will ich dich zum Tönen bringen!"

Als der weiseste der Könige solche Worte hörte, dünkte es ihn wie ein göttliches Wunder. Sein Herz schwoll über von Liebe für die liebenden Kinder seines Volkes, allgewal-

tig rührte die Träne sein Auge, und den ganzen Rest der Nacht, da er sein Lager wiedergefunden hatte, war ihm die Brust wie tönendes Erz.

Als die Sonne in sein Fenster schien, stand Salomo auf, nahm eine kurze derbe Peitsche von der Wand, wie sie die Reiter brauchen, und begab sich mit starken, königlichen Schritten zum Affenwald, entschlossen, dem Spiel ein Ende zu bereiten. Als er in die Mitte des Waldes kam, bot sich ihm ein Bild so kläglicher Lächerlichkeit, daß sein Gesicht voll Zorn und Flammen ward: Zwischen den Zweigen des weithin schattenden Brotbaums hatten die Affen ihrem König aus Schlinggewächsen einen schwebenden Thron gezogen, darauf saß in der Höhe der große Affe Kofamadbra, um ihn herum Ast an Ast das ganze Affenheer und schauten einem Schauspiel zu, wie die Welt noch keines sah: Über den höchsten unter allen dicken Ästen des Baumes hatten die Affen ein Bastseil geworfen, an dessen einem Ende der gestohlene Schlägel der heiligen Sühneglocke hing, während am andern mit Händen, Füßen, Schwänzen und dem Gewicht ihrer kahlen Bäuche hundert Affen zogen, quiekend und kreischend, auf und nieder, auf und nieder.

„Ihr Affengezücht!“ schrie der erzürnte Salomo, und mit einem Satze flog Kofamadbra von seinem schwingenden Thron, das ganze Heer der Geschwänzten stob auseinander, und der Schlägel fiel dröhnend herab.

„Ihr Affengezücht! Rotgesäßiges Diebesgeschmeiß! Wähnt ihr, daß es möglich sei, einen Schlägel zu läuten? Wähnt ihr, daß ihr mit Füßen und Schwänzen läuten könnt, was eure Hand nicht zu läuten vermag? Geile Springer hierhin und dorthin, was soll der Betrieb? Ihr Selbstbefriediger, ihr Zappler, ihr Fletscher, Gezücht, Gezücht, Gezücht, ich treibe dich aus!“

Und damit fuhr er mit seiner Peitsche mitten unter die Affen, schlug nach rechts und links unbarmherzig in die heulenden Rudel hinein, hierin und dorthin, daß es knallte, packte Kofamadbra, ihren brüllenden Fürsten, und pfiff ihm seine Hiebe über den haarlosen Leib. Fürchterlich war das Heulen ringsum, unter den Fliehenden brachen die Wipfel, einer stürzte über den anderen und stürzte in die Tiefe, um dort noch einmal ergriffen und gepeitscht zu werden. Kofamadbra aber brüllte seine äffische Schmach so gewaltig über den Wald, daß es damals bis Hebron gehört wurde, und das Land erbebte bis Bethlehem. Salomo in seinem Zorn aber hörte nicht auf, als bis das ganze Heer der Madbraaffen aus dem Walde herausgeschlagen war.

Am nächsten Morgen führte der König die Priester und alles Volk in den Affenwald hinaus, wo unter dem Brotbaum zwischen gebrochenen Ästen und entblätterten Zweigen der wiedergefundene Schlägel lag. Da erwachten die Menschen und begriffen nicht, wo sie so lange gewesen waren. Mit noch dumpfen Sinnen folgten sie dem Könige und brachten den Schlägel zum Turme zurück. Aber erst als er der Glocke wiedergegeben war, und beide zusammen das erstemal am heiligen Sühnetage aufs neue zu läuten begannen, daß der erschütterte Himmel sich auftat und die göttliche Glorie herniederkam, da erst befreite sich das Herz des Volkes vom Schlafe jenes dumpfen Jahres, als leer die Glocke über den Häuptern schwang.

Als wenige Tage später die heitere Woche der Laubhütten kam, erlebte das befreite und wiedergeborene Volk ein noch anderes und seltenes Fest. Im Palaste des Königs wurde die Hochzeit jenes jungen Paares gefeiert, das Salomo nächtlich am Turme belauscht hatte und dem er nun zu einem königlichen Glück verhalf. Alle sieben Tage der Laubhütten

feierte das Volk, des Königs Keller voll köstlichen Weines waren aufgetan, und aus seinen Gewölben kam Speise und Süßigkeit.

In der Brautnacht aber, da die Kammer der Liebe sich geschlossen hatte hinter den glücklichen beiden, mochte der weiseste und liebereichste aller Könige nicht schlafen gehn. Er stand auf dem Dache seines Hauses und lauschte dem Klopfen seines rauschenden Blutes, das nicht zur Ruhe kam. Um Mitternacht aber, als alles schlief, durchzuckte ihn mit einem Male die Liebe Gottes, er nahm einen Griffel in die Hand und schrieb unter den Sternen der Nacht jenes tönende Lied nieder, in dem der helle Himmel wandert durch die irdische Welt und die dunkle Erde über Gottes unendliche Himmelsbahn, und das darum mit Recht das Lied aller Lieder genannt wird bis auf diesen Tag.

DIE WASSER SILOAHS

Als Alexander, der Jüngling, der wilde, strahlende, grenzenlose, die weite Asia durchmessen hatte, kam er auf seinen Zügen einstmals an einen Strom, der plötzlich und unvermutet vor den überraschten Augen der Griechen lag. Noch waren die Schreie des von dem wunderbaren Anblick überwältigten Heeres nicht erloschen, als Alexander sich schon nach seiner Jünglingsweise von den Seinen gesondert hatte und stromaufwärtsstrebend einsam am Ufer ging. Nachdem er so eine Weile des schönen Anblicks genossen hatte, kniete er mit plötzlichem Antrieb nieder und schöpfte sich Wasser, um zu trinken. Kaum hatte das Naß seine Lippen berührt, als er sehr erschrak. Denn das schöne Bild des Stromes dünkte ihn mit einem Male wie verwandelt, alle Farben waren verblaßt, und sein Ohr war einem bitteren Schmerze aufgetan, der aus der Flut wie ein dunkles Weinen aufzusteigen schien. Das Wasser, das er getrunken hatte, war von einer vollkommenen Süße, darein aber mischte sich eine Bitterkeit so furchtbarer Gewalt, daß Alexander alsbald von einer brennenden Sehnsucht ergriffen wurde, dem Laufe des Stromes nachzugehen und seine Quelle zu erkunden.

Heimkehrend hinterließ er Befehl und Weisung seinem Heere und zog bald, gefolgt von nur wenigen Getreuen, seine Straße. Keinem verriet er das Geheimnis, um das er wußte, keinem das Ziel seiner Reise. Er sah nichts und hörte nichts, da er ging, nur das Weinen des Stromes begleitete sein erschüttertes Ohr. Tagelang zogen sie so stromaufwärts der Quelle nach, immer schöner wurden die Ufer, immer frucht-

barer die Gefilde, immer schmaler das Flußbett, immer rauschender die Wasser. Eines Tages standen sie vor einer gewaltigen Mauer, die sich weit nach Osten und Westen dehnte und einen tiefen, geheimnisvollen Garten umschloß. Unter der Mauer hervor sprudelte dunkel der Fluß, der also offenbar im Innern des Gartens seinen Ursprung hatte.

Alexander hieß die Freunde an dieser Stelle warten und umging allein einen halben Tag ostwärts die Mauer, bis er an ein mächtiges eisernes Tor gelangte. Vor dem Tore herrschte ein schauervolles Schweigen, und kaum merkbare Blitze zuckten über ihm hin und her. Beherzt sprang Alexander herzu und schlug mit dem Schwerte an das Tor: „Öffnet!" rief er laut, und die Stimme hallte in der grenzenlosen Einsamkeit wider: „Ich bin's, der Herr der Erde, Alexander!" Aber da war kein Laut und keine Antwort zu vernehmen in der Runde.

„Wie?" begann er von neuem, „ein so schöner Lustpark und kein Wächter davor? Ist dies wohl gar ein Aufenthalt der Götter, den ich fand? Mir scheint, Helena und Paris in ihrer ersten Nacht, ja, selbst die herrliche Aphrodite hätte keinen schöneren Park sich wählen können für ihre Spiele. Ich aber, Alexander, verlange Einlaß, mögen nun Sterbliche oder Götter hier wohnen, denn ich bin der Eroberer der Erde!"

Als der Fürst so gesprochen hatte, fingen auf einmal hinter Tor und Mauer die Bäume paradiesisch zu rauschen an, von dem verschlossenen Tore kam ein leuchtender Glanz, und des Jünglings Ohr vernahm plötzlich einen serafischen Sang: „Dies ist das Tor des Herrn, den Gerechten wird aufgetan!" sangen unsichtbare Stimmen, wie der Jüngling sie nie gehört. Da setzte er sich schweigend in den Staub, und die

Schwermut, die ihn auf seiner ganzen Wanderung den Fluß entlang begleitet hatte, stieg wieder in ihm auf. Lange saß er so. Dann erhob er sich seufzend und rief über die Mauer: „Wenn ich denn nicht zu den Gerechten gehöre, die hier eintreten dürfen, so sagt mir wenigstens, was ist es mit dem Strome des Weinens, der mich hierher geführt? Oder gebt mir, ihr Götter drüben, ein Wahrzeichen mit, damit ich den Menschen zeigen kann, daß ich dorthin kam, wohin vor mir kein Sterblicher gelangte!“

Wie Alexander so rief, raschelte es im Laube über ihm, und ein Gegenstand flog über die Mauer. Als er zusah, war es ein verdorrter Zweig vom Dornbusch, der vor ihm lag. Unmutig hob er ihn auf: „Dies also ist die Gabe,“ rief er, „die das Paradies dem Eroberer der Erde zugedacht! Dies also ist der Mühe Lohn!“ Schon wollte er das dürre Reisig fortwerfen, als es plötzlich auf seltsame Weise in seiner Hand zu zucken begann. Er blickte auf den Zweig, blickte auf die grünen Bäume, die über Tor und Mauer hingen und wieder spürte er das Zucken. Es zuckte aber auf so bestimmte Art und in so gewiesener Richtung, daß es Alexander mit einem Male klar war, daß hier ein höheres Wunder zu walten begann. So beschloß er, sich diesem Walten vertrauensvoll hinzugeben und befand sich, der zuckenden Rute folgend, bald wieder bei seinen Freunden. Keiner aber wagte den Fürsten zu fragen, denn sie sahen, daß seine Erregung groß war.

Schweigend, wie man gekommen war, ging es stromabwärts, und bald war das Heerlager erreicht, das jubelnd den Fürsten begrüßte. Am nächsten Morgen zog das Griechenheer weiter. Niemand ahnte, daß der Jüngling Alexander allmorgendlich ein dürres, dorniges Reis als sein Schicksal befragte, das ihn nach Süden wies, wo nach vielen Tagen

seinem siegreichen Heere die schönen Gefilde eines Landes winkten, das seine Bewohner mit dem stillen Namen Kanaan nannten.

Um die Zeit, wo dieses geschah, lebte im Lande Indien, fern im Osten, der junge Königsohn Dhariputta in allem Glanze seines väterlichen Hofes. Dem fiel eines Tages das Wissen vom Leiden wie ein schwerer Stein in die Seele, er schor sich das Haupt, zog ein gelbes Büßergewand an, nahm eine hölzene Schale und wanderte als ein bettelnder Mönch in die Welt hinaus. Das Volk aber sah den Ehrwürdigen, neigte sich vor ihm, und wo er schweigend und mit gesenkten Augen seine Bettelschale in eine Tür streckte, füllte man sie ihm mit Reis oder anderer Speise, damit der Ehrwürdige nicht Hunger litte.

Eines Tages wanderte Dhariputta durch einen dunklen Hain, als sich auf einmal die hohen, schweigsamen Bäume teilten und er sich am Ufer eines Flusses sah, der still und mild zwischen den grünen Wipfeln wallte und die schöne Welt mit Freuden spiegelte. Man hatte ihm am Morgen Salzfische in die Schale gelegt. Die wollte Dhariputta jetzt essen, darum tauchte er sie zuvor in das Wasser des Flusses, um das Salz abzuspülen. Wie er sie nun zum Munde führte, siehe, da atmeten die kleinen Fische einen gar wundersamen Duft, und ihr Geschmack glich dem der köstlichsten Fische, die je auf die Tafel seines königlichen Vaters gekommen waren. Überrascht neigte sich der Jüngling über den Wasserspiegel und schöpfte mit seiner Schale, um zu trinken. Wie nun gar der Geschmack des Wassers auf seine Zunge kam, da war es von einer himmlischen Süße, und das Ohr Dhariputtas hörte von diesem Augenblick an nichts anderes als eine große Freude um sich herum. Wie Lachen tönte es aus

der Flut, und auf ihrer Glätte schwamm, wie Lotosblüte, ein vollkommenes Seligsein.

„Wie ist es denn, Dhariputta," fragte er sich da, „wie ist es denn, daß du mit einem Male der Heimat denken mußt, die du schon lange vergaßest, des gütigen Vaters und der zärtlichen Mutter und all der Gespielen in des Vaters Hain? Welch ein Wasser hat dieser Fluß, daß du auf einmal so voll seliger Unruhe bist, wo du doch ein Ehrwürdiger sein solltest, eingedenk des Leidens und wie du es überwindest? Geh doch dem Wasser nach, Dhariputta, und forsche nach seiner Quelle, denn wahrhaftig, dieser Fluß scheint mir anderen und viel selteneren Ursprungs zu sein als die Flüsse der Heimat."

So begann der ehrwürdige Jüngling Dhariputta stromaufwärts zu wandern und ging viele Tage weit, bis er dorthin kam, wo keine Menschen mehr wohnten, und seine Schale nur noch Wasser schöpfte aus dem Strome seiner heiteren Sehnsucht. Nachdem er so, von den Wurzeln des Waldes lebend, lange und rüstig fortgeschritten war, kam er eines Tages an eine Mauer, die sich von Norden nach Süden dehnte und die Wipfel der herrlichsten Bäume über sich sehen ließ.

„O der schöne Hain, Dhariputta," sagte der Jüngling zu sich selbst, „o der schöne Hain! Gleicht er nicht dem Hain eines ganz ehrwürdigen Mönches oder einem der Haine, wo der erhabene Buddha dereinst geredet? Ein Hain des Versenkens, Überwindens, Erlöschens? Sicher kommt mein heiterer Fluß aus diesem Hain, ich will doch sehen, ob ich den Eingang finde."

Da wanderte Dhariputta die Mauer entlang nach Süden und kam, nachdem er eine Meile so gegangen war, an ein hohes Tor, das war von purem Silber. Über dem Tore aber

standen zwei milde Flammen in der Luft, daß der Jüngling ganz erstaunte.

Demütig und flehend klopfte er an und rief: „Tut mir auf dort drinnen, tut mir auf! Ich bins, der Büßer Dhariputta, der das Leiden der Welt erkannt hat, der überwinden will, erkennen will, erlöschen will! O tu mir auf, du heiliger Büßerhain, tu mir auf deine Schatten, deine Stille, deine Versenkung."

Als Dhariputta also gesprochen hatte, fingen droben die Bäume zu rauschen an, und himmlische Stimmen wurden vernehmbar, die sangen jenseits der Mauer: „Dies ist das Tor des Herrn, den Gerechten wird aufgetan."

Wie der Jüngling nun den Zaubersang hörte, das silberne Tor aber verschlossen blieb, setzte er sich traurig unter die Mauer, zog die Knie unter das Kinn und sprach vor sich hin: „Also ist es dir nicht vergönnt, Dhariputta, den schönen Hain zu sehen und den seligen Quell deiner Unrast zu finden. Also bist du noch kein Gerechter, Dhariputta, sondern ein ganz Unwürdiger bist du. Du hättest dem Strom des Lachens nicht folgen dürfen, vielleicht gibt es einen Strom des Weinens, fändest du den, so würde dir aufgetan."

Wie der Jüngling so sprach, raschelte es über ihm, und ein blühender Mandelzweig fiel von der Mauer auf ihn herab. Er hob ihn auf, besah ihn von allen Seiten und sprach: „O Mandelblüte, Mandelblüte, was soll ich mit dir? Leiden ist die Welt, und Welken ist die Welt, und Schwinden ist die Welt, und Verbrennen ist die Welt, du aber, Mandelblüte, bist nicht die Welt."

Wie der ehrwürdige Jüngling Dhariputta so sprach, zuckte der Zweig so heftig in seiner Hand, daß ihm seine Blüte in die traurigen Augen schlug. Da bestaunte Dhariputta das Wunder, sprach nochmals zum Zweige und erfuhr

das Schlagen zum zweiten Male. Da beschloß er in seinem Herzen, es als ein Zeichen des Himmels zu nehmen und dem zuckenden Schlage zu folgen, wohin er ihn immer führte. Und nahm die Schale in die rechte, den Zweig in die linke Hand und fing wieder zu wandern an. Und als er ins Land der Menschen kam, achtete er nicht der Rede derer, die da riefen: „Sehet den Ehrwürdigen, in der einen Hand trägt er die Schale der Leiden, in der anderen die Blüte der Freuden. Garnicht ehrwürdig ist er!“ — sondern ging, wohin der Zweig ihn wies. Und der Zweig war auch darum ein Wunder, daß er nicht verblühte, seine Blätter welkten nicht, seine Blüten sanken nicht, sondern durch viele Orte führte er den unruhigen, traurigen Königssohn, bis ihn die grünen Weiden eines Landes aufnahmen, dessen Name ihm wie Engelstimme tönte: Kanaan. —

In Jerusalem, an der Westseite der Tempelmauer, wo der hohe Turm am Walkerfelde stand, flossen die Wasser Siloahs. Mit denen hatte es folgende Bewandtnis. Kein Mensch wußte, woher das Wasser kam, denn die Tiefe der Grotte, aus der es sprudelte, hatte noch keiner erkundet. Es war nur ein schmales Rinnsal, das aus der kleinen Felsenöffnung floß. Und doch war es kein Quell, denn irgendwie war es klar, daß das Wasser ganz aus der Tiefe der Erde kam, wie denn auch der uralte Name Siloah, das ist „Wasser der Sendung“ auf eine solche Herkunft hinzudeuten schien. Wer sein Ohr an die Ausflußstelle hielt, konnte deutlich ein dumpfes Brausen vernehmen, das tief unten schwoll und von mächtigen und abgründigen Gewässern herrühren mußte. Im Volke ging die Sage, daß bereits der König Salomo dieses Brausen gehört habe, und da die Wasserader gar so spärlich war, habe er versucht, die Öffnung der Grotte

zu erweitern. Als seine Bauleute aber mit der Spitzhacke dem Felsen zu Leibe gingen, da versiegten, so erzählte man, die Wasser plötzlich, und die Grotte trocknete aus. Erst als durch neues Mauerwerk die Felsenöffnung wieder verengt und zugeschlossen wurde, kehrte das Wasser wieder und blieb von da an das schmale Rinnsal, das es vorher war. Seitdem hüteten Volk und Priester die Wasser Siloahs als eine geheimnisvolle und heilige Flut, und Propheten weissagten von kommenden und letzten Tagen, wo diese Wasser steigen und, nach allen Seiten strömend, das große Meer im Westen und den toten See im Osten erreichen würden. Dann würden die Wasser des Weltmeers süß, und die Wasser des toten Sees würden gesund und fischreich werden, die Bäume an ihren Ufern würden nicht aufhören zu blühen und Früchte tragen Monat um Monat. So erzählte man sich, und mit noch leiserer Stimme fügte man hinzu, daß niemand es wagen sollte, nachts zu der Felsenöffnung zu treten. Denn dann wüschen sich die abgeschiedenen Seelen der Frommen in den Wassern Siloahs, um in völliger Reinheit vor Gott zu treten und vor den heiligen Rat in der Höhe. Auch wäre das Brausen der Wasser im Erdinnern nachts so gewaltig, daß jeder, der es dann vernähme, für irdische Geräusche sein Gehör verliere.

Noch eines glaubte das Volk: Daß nämlich die ganze Stadt Jerusalem unterirdisch von uralten Kanälen durchzogen sei, die von den Wassern Siloahs gespeist würden. Trug einem sein Acker in einem Jahre hundertfältig, so hieß es, die Wasser Siloahs hätten das Feld berührt. Kaufte einer ein Haus oder einen Garten, so legte er gewiß zuvor sein Ohr an die Erde, ob auch darunter das Brausen vernehmbar sei. Wo aber eigentlich die Quelle all der Gewässer war, wußte niemand. Zwar bemühten sich die Priester

immer wieder, den Glauben wachzuhalten, daß das Wasser im Innern des Tempelberges seinen Ursprung habe, aber wer wollte da Sicheres erkunden? Wußte man nicht von unterirdischen Strömen, die irgendwo vom Lichte in die Tiefe sanken, um niemals wieder hervorzukommen oder im Dunkel zu bleiben, bis Gott sie einmal rief? Wer konnte da etwas sagen? Aber das Brausen der Wasser Siloahs konnte jeder hören, der sein Ohr an die Felsengrotte hielt, und so war eine Stimme da, in der das große Vergangene und das große Zukünftige sich raunend begegneten und das Ohr des Volkes mit Geheimnissen und Rätseln erschütterte.

Die Priester, die das alles sahen, hatten schon vor vielen hundert Jahren einen heiligen Brauch mit jenen Wassern eingeführt. Alljährlich in der Morgenfrühe der Laubhütten, wenn die Sonne aufging, versammelte sich alles Volk im Tempel. Da wurde in die Posaune gestoßen, und ein Priester schritt mit großem Gefolge zu den Wassern Siloahs hinab. Dort schöpfte er mit goldenem Kruge, kehrte beim zweiten Stoß der Posaune zurück und stieg dann feierlich im Morgenlicht den Altar hinan. Dort wandte er sich nach links, und alsbald schrie alles Volk den uralten Ruf: „Hebe hoch die Hand, daß wir das Wasser sehn!“ In diesem Augenblicke ließ der Priester das Wasser aus dem Kruge fließen, und der Jubel des Volkes hatte kein Ende. Wer diese Freude beim Feste der Wasserspende nie erlebt, so sagen die alten Bücher, der wisse überhaupt nicht, was Freude sei. So waren die Wasser Siloahs das Lachen des Volkes bei Tag, wie sie sein Grauen bei Nacht waren, und ihr Fließen drunten und droben, ihr Brausen drinnen und ihr Frieden draußen begleitete viele Geschlechter in Israel in guter und böser Zeit.

Nun lebte in jenen Tagen, von denen wir hier erzählen, in Jerusalem ein Hoherpriester, der hieß Simon und hatte

den Beinamen der Gerechte, weil er allezeit ein guter und weiser Vater seines Volkes war. Der konnte in eben einer solchen Nacht, die den Laubhütten voranging, nicht schlafen, und sein Geist war sehr beunruhigt. Als aber die Mitternacht kam, erschrak der Greis, denn es drang ein Brausen und Donnern an sein Ohr, als wenn Felsen bersteten. Er sprang von seinem Lager, da kamen schon die dienenden Priester in sein Gemach, die ebenfalls von dem furchtbaren Getöse geweckt worden waren. Der Ursache nachforschend, eilten sie über den mondhellen Tempelplatz, als auf einmal der Ruf erscholl: „Die Wasser Siloahs sind ausgebrochen!“ Und sieh, da strömten auch schon die ersten Fluten über den Marmorboden des Vorhofs. Zur Westmauer vordringend, erreichten die Priester, des Wassers nicht achtend, die Felsengrotte, wo wirklich in wütendem Wogenschwall aus der schmalen Öffnung sich ungeheure Wasser wälzten und zu Tale stürzten. Oberhalb der Grotte aber sahen sie über dem Wasser hängend zwei fremde Gestalten, die sich dorthin geflüchtet hatten, um von den Fluten nicht fortgerissen zu werden, und wie von Sinnen die Felsen umklammerten. Zwei beherzte Priester sprangen herzu, befreiten die beiden aus ihrer Gefahr und führten sie durch eine geheime Tür in den Tempelraum, während andere talwärts eilten, um die untere Stadt zu wecken. Kaum aber waren diese einige Schritte den Berghang hinabgelaufen, als sie verwundert stehenblieben. Denn so, als wäre alles nur ein Spuk in der Nacht gewesen, hörte in dem Augenblick, als die Fremden von der Grotte fortgeführt waren, das Brausen auf. Die Wasser beruhigten sich und traten zurück und, als wenn nichts geschehen wäre, hörte man das Rinnsal rieseln wie vorher, und die Stille der Nacht war vernehmbar.

Der Hohepriester hatte die Fremden in die Quaderhalle führen lassen. Jetzt sah er sie an und bemerkte, daß der eine ein Krieger, der andere ein kahlgeschorener Bettler war. Da er aber aus ihrem Benehmen erkannte, daß sie edelgeboren waren, hieß er die Priester hinausgehen und schloß sich mit ihnen ein. Dann begann er sie mit strengen Worten zu fragen, was sie, die ja offenkundig von fremdem Volke waren, zur Zeit des Festes in der heiligen Stadt zu suchen hätten und noch dazu bei Nacht unter der Tempelmauer, und was denn überhaupt ihr Geschäft und Vorhaben sei.

Da begannen die Jünglinge von ihren seltsamen Wegen zu erzählen, einer nach dem andern. Die ganze Nacht erzählten sie so, und weder sie noch der lauschende Greis merkten, daß allgemach der Morgen kam.

„Nun will ich dir berichten, weiser Seher, wie ich diesen traf!“ nahm Alexander die Rede wieder auf: „Am Ende gelangte ich mit meinen Heeren an die Grenzen Eures Landes. Dort fand ich große Freude allen Volkes, denn Euer Fest war gekommen, und viele Wallfahrer füllten Eure Straßen. Da gab ein Gott mir ein, mein Heer zu verlassen und mich allein dem Strome der Menschen anzuvertrauen, der nach Süden zog. Auch war ja der Dornzweig in meiner Hand, der furchtbar an mir zog, gleich als hätte das eherne Schicksal seine Hand an ihn gelegt, dem ich nicht entrinnen kann. So kam ich auf meiner Wanderung an eine Stelle, wo die Wege sich teilten, und fand diesen da, der mir sehr sonderbar schien. Denn er kauerte an der Erde und hielt einen blühenden Zweig in seiner Hand, wo ihm mein dürrer doch besser zu taugen schien. Da ich ihn nun fragte und er mich, gerieten wir beide in ein großes Staunen, als wir jeder die Geschichte des anderen erfuhren. Wir

beschlossen gemeinsam weiter zu wandern und nicht zu ruhen, als bis wir das Geheimnis unserer beiden Reiser ergründet hätten."

„Laß mich", unterbrach Dhariputta den Bericht Alexanders, „laß mich, ganz Ehrwürdiger, weiter erzählen, denn immer sonderbarer wurde unser Weg. Als wir Eure Stadt ganz nahe vor uns liegen sahen, riet mir dieser große König da, das Gewand meiner Demut auszuziehen und mich reich zu kleiden, damit man uns beide als Könige erkenne und ehre. Ich aber riet ihm, das Büßerkleid zu nehmen, so würde keiner uns achten, und wir würden ohne Not suchen und finden können, was uns fehlt. Aber ganz seltsam, o Ehrwürdiger, ganz überaus seltsam, wir redeten und redeten und blieben doch jeder, wie er war, und gingen zusammen und fühlten im Gehen, daß die Wahrheit des Ortes, dem wir nahten, nicht duldete, daß wir das Kleid unserer Wahrheit vertauschten. Und dann, ganz furchtbar, Ehrwürdiger, rissen und peitschten die Zweige in unserer Hand. Da aber vielerlei Volks unterwegs war und auch aus fremden Ländern kamen, die vom Ruhm Eurer Stadt gehört, gelangten wir im Zuge der Wallfahrer unangefochten durch Eure Mauern, bis wir vor den Toren Eures Tempels standen. Dort aber geschah es uns, daß wir einander festhalten mußten, um nicht vor Zittern umzusinken. Denn als sich langsam und breit die Tempeltore vor uns öffneten, hörten wir in der dichtgedrängten Menge stehend einen wunderbaren Chor singen und du wirst es begreifen, Ehrwürdiger, daß wir in unserem Herzen erschraken, als wir die Worte verstanden: „Dies ist das Tor des Herrn, den Gerechten wird aufgetan!"

„Ganz unwürdig, Ehrwürdiger, völlig unwürdig fühlten wir uns da, aber die Zweige ließen uns nicht los, sondern

zogen an uns mit Zaubergewalt, und wir standen alsbald im Vorhof des Heiligtums, sahen den Dienst der Priester, hörten die Chöre, das Volk jubelte und schrie, und wir verstanden nur wenig. Alles schien uns ein Wirrwarr und erschütterte uns doch, und unser Staunen war sehr groß."

Als Dhariputta seine Erzählung geschlossen hatte, wandte er sich gegen die Wand und weinte. Da nahm Alexander die Rede auf und erzählte das Ende:

„Das Merkwürdigste, o Seher," sagte er, „waren aber doch die Zweige, an denen wir hingen. Ja, wir hingen an ihnen, ich kann es nicht anders sagen. Je länger wir gingen, um so mehr merkten wir, daß all unser Wille aus uns gewichen war, und wir nur dem Gebot unserer schrecklichen Reiser folgten. Wie der Bär seine Beute schleift, so schleiften sie uns weiter und weiter, bis wir uns, als die Nacht hereinbrach, am Eingang jener Felsengrotte sahen. Da geschah das Wunderbare, daß unsere Reiser in unseren Händen sich vereinigten, das dürre mit dem blühenden, und verschlungen, wie sie waren, sich zum Wasser neigten. Kaum aber hatten sie die Oberfläche des Wassers berührt, als das Donnern aus der Erde kam. Wie es aber weiter geschah, wissen wir nicht, denn unsere Sinne verwirrten sich."

So schloß Alexander. Anfangs hatte der Hohepriester Simon seine Augen geschlossen, aber je länger die beiden erzählten, um so weiter taten sie sich auf, und schließlich fing ein großes Erkennen aus ihnen zu leuchten an. Da begann der Greis den beiden mit liebevollen Worten zuzusprechen:

„Ein großes Geheimnis", sagte er, „habt Ihr mir, o Jünglinge, offenbart. Aber wahrt Eure Zunge, damit es ein Geheimnis bleibe. Keiner darf wissen, was ich Euch jetzt

erklären will, was aber ganz Euch zu deuten selbst mir nicht gegeben ist. Eines ist klar: Die Wasser Siloahs wurden wild, weil Eure Zweige ihnen Kunde brachten vom Garten des Paradieses, der auch ihre Quelle birgt. Wahrhaftig, Ihr Jünglinge, sie sind der dritte Strom, den Ihr nicht gefunden. Das ist nicht der Strom deiner Sinnenlust, Alexander, und auch nicht, Dhariputta, der Strom deines Entsagens, sondern der Strom, der gemischt ist aus beiden, aus den Wassern oben und den Wassern unten, überirdisch dem Paradies entsprungen, unterirdisch Gottes Stadt umbrausend, der Strom des heiligen Lebens auf dieser Welt. Glaubt mir, er führt gewiß auch zum dritten und goldenen Tor des Paradieses. Unterm Baum der Erkenntnis, dort, wo die Tränen der ersten Menschen, Mannes und Weibes, den Boden benetzt, entspringt sein heiliger Quell."

Mit Staunen vernahmen Alexander und Dhariputta solche Worte: „So laß uns das Wasser deines Stromes trinken!" riefen beide aus einem Munde.

„O, Ihr Schnellen!" lächelte der Greis, „laßt uns lieber erst Eure Zweige besehen!" Damit hob er sie von der Erde auf und zeigte dem ganz erschütterten Alexander, daß sein dürres Reis Keime und Knospen angesetzt hatte, aber das blühende Reis Dhariputtas war ganz verwelkt.

„Still!" sagte er, als die beiden fragen wollten, „es ist nicht gut, alles zu wissen. Wenn Ihr nun trinken wollt von den Wassern Siloahs, so trinkt nur immerhin, aber bedenkt, daß Ihr Euch dann eine Sehnsucht trinkt, die nimmer erlischt. Denn noch gibt es einen vierten Strom des Paradieses, den noch kein lebendiges Auge sah, das ist der Strom jenes Lebens und nicht dieses mehr, der Strom der Erfüllung, der am Tage des Gerichtes fließt, und wenn wiederkehrt Gottes ewige Wiederkehr. O Alexander, Griechenkönig,

und du, Mönch Dhariputta, Ihr seid noch so jung, warum wollt Ihr Euch diese Sehnsucht trinken?"

Aber sie tranken doch. Der Morgen war da, als Simon, der Gerechte, mit ihnen zu den stillen Wassern Siloahs kam, und alle drei zuerst in langem Schweigen dem Brausen in der Tiefe lauschten. Dann tranken sie.

„Süß!" sagte Alexander schwer.

„Süß und weh!" sprach Dhariputta.

„ — und weh!" bestätigte der erste.

Sie faßten sich an den Händen und erkannten mit einem Male die Wahrheit und Schönheit der Welt. Dann stiegen sie in der Morgensonne auf den Tempelturm und sahen von dort, hoch zwischen Himmel und Erde, das erhabene Schauspiel vom Morgen der Laubhütten, hörten den Schall der Posaune, sahen den Priester in goldenem Kruge das Wasser holen, hörten das Volk schreien, als es in den Altar floß, hörten die Chöre mit Zymbel, Pauke und Saitenspiel und war ihnen alles kein Wirrwarr mehr, sondern sie verstanden die heilige Welt.

Danach machte Dhariputta sich auf, kehrte zu Vater und Mutter zurück und hörte auf, ein Mönch und Büßer zu sein. Aber ein weiser und gütiger Fürst wurde er seinem Volke, als der Vater starb.

Alexander begab sich zu seinem Heere, ließ in die Posaune stoßen und Freiheit ausrufen über das ganze Land. Dann hielt er als ein Fürst des Friedens seinen Einzug in Jerusalem. Simon, der Gerechte, aber ordnete an, daß alle Knaben seines Volkes, die in jenem Jahre geboren wurden, den Namen Alexander trügen.

Simon wurde sehr alt, beinahe hundert Jahre. Als er einige Zeit später — er war fast erblindet — erfuhr, daß Alexander bis zu den Enden der Erde gedrungen sei und

schließlich in den Wellen eines Stromes einen frühzeitigen Tod gefunden habe, erschrak der alte Mann und fragte mit Zittern den Boten, der die Nachricht brachte:

„In den Wellen eines Stromes?“

DIE LEGENDE VON RABBI AKIBA

Siehe, der Stier Jakobs ist gewaltig, wenn er brüllt, wie die Posaune erhebt er seine Stimme. Da zittern die Kühe und laufen, der Hirt hört es und freut sich. Ja, der Stier Jakobs ist gewaltig, wenn er brüllt.

Zur Zeit, da der heilige Tempel gefallen war, und die Hand der römischen Kaiser schwer auf dem Lande Judäa lag, lebte in Jerusalem ein Mann, der hieß Kalba Sabua. Er war ein großer Herr, der über viel Herden und noch mehr Land verfügte. Sein Haus war voll von Knechten und Mägden, und rings auf den Bergen um Jerusalem weideten seine Schafe und Rinder. Auf all das aber sah der Mann nicht, und es dünkte ihn nur gering, also mächtig zu sein. Eines aber machte ihn stolzer als alle Menschen, die es damals in Jerusalem gab. Das war seine Tochter Rahel, ein einziges Kind, das ihm sechzehnjährig im Hause blühte und von überaus großem Liebreiz war. Er ließ sie in einer goldenen Sänfte tragen, und zwei Knaben mußten vorauflaufen, um in den engen Straßen dem Jungfräulein Platz zu schaffen, wenn es in seiner Sänfte daherkam. Das Mägdlein selbst aber ließ es sich wohl dabei sein und lächelte sanft den Jünglingen zu, die vom Straßenrande her nach ihm hinüberschauten.

Nun war da ein Mann mit Namen Akiba ben Josef, der war ein Knecht unter den Knechten Kalba Sabuas und diente ihm schon viele Jahre ohne Murren als ein Rinderhirte. Er war hoch gewachsen, aber sein Rücken war gebeugt, denn er war schon an die vierzig und hatte allezeit

schwere Arbeit getan im Hause seines Herrn. Auch waren ihm die Haare ausgegangen, und die Kinder riefen ihm „Kahlkopf! Kahlkopf!“ nach. Dessen achtete er aber nicht, denn er war schwerfälligen Geistes und gänzlich unwissend, so daß er den Leuten als ein Tölpel galt.

Trotzdem war in diesem Knechte eine geheime Kraft, die es machte, daß ihm die Leute in den Bergen nachschauten, und die andern Knechte und Mägde ihn sogar fürchteten. Nicht nur, daß keiner solche Lasten zu heben wußte wie er, erzählte man sich auch von der beinahe geheimnisvollen Macht, die dieser Hirte über seine Herde hatte. Keinem gaben die Kühe so viel Milch in den Eimer wie ihm, keiner wußte wie er durch Blick und Zuruf allein den Stier der Berge zu zähmen. Kurz, er hatte vermöge seiner besonderen Natur eine große Macht über die Herde, die großäugig auf ihn schaute. Und wenn er unwissend war und weder lesen noch schreiben konnte, so machte er sich nichts daraus, sondern haßte und verachtete im Gegenteil die Menschen, die sich das Leben mit trübem Wissen beschwerten, wo er aber einen Schriftgelehrten sah, knirschte er mit den Zähnen wie ein wilder Esel. Einmal beschwerte sich ein solcher bei seinem Herrn und sagte zu Kalba Sabua: „Gib ihm ein Weib, daß er sanfter werde!“ Da antwortete der mit schlauem Blinzeln: „Dieser Knecht ist tölpelhaft und dumm, aber auf seinem Herzen weidet die Herde. Die Kuh weiß es und gedeiht, und der Stier ist sanft, denn er wittert es. Ich gebe ihm kein Weib, beileibe, sonst möchten die Stiere wild und die Kühe mager werden. Laßt mir den Mann!“ So sagte Kalba Sabua, aber die Tochter hörte es und merkte sich die Sache.

An einem Märzabend, als die Sonne unterging, trieb Akiba, wie gewohnt, seine Herde den Ölberg herab, und

gelangte mit dem Stier voranschreitend in einen Hohlweg, wo die Herde sich zwischen den Mauern zweier Weinberge drängen mußte. Da kam ihm in der schönen Abendluft die Sänfte der jungen Rahel entgegen, umgeben von lachenden Jünglingen, die anmutige und auch gelehrte Dinge zu ihr sprachen. Wie nun auf einmal die Herde im Wege war, schlug einer der Jünglinge unwirsch mit dem Stock nach Akiba und rief: „Aus dem Wege, Knecht!“ Da ließ Akiba den Stier stehen und ging geduldig auf die andere Seite. Als nun die Träger der Sänfte das starke Tier so ohne Führer sahen, ließen sie vor Schrecken die Sänfte fallen und liefen fort, und die Jünglinge taten desgleichen. Da saß das Mägdlein allein in seiner Sänfte und zitterte, wie es das Rote in den Augen des Stieres sah, der ihm schnaufend näher kam. Bebend blickte es auf Akiba, der demütig und blöde beiseite stand, und es deuchte dem Kinde mit einem Male, daß auch in dem Hirten etwas von der Natur des Stieres sei. Da es sich aber umwandte und sah, daß alle seine Begleiter weit hinten standen, glitt es behend aus der Sänfte und fragte den Hirten heimlich: „Wenn ich dich heirate, willst du dann lernen gehn?“ Da erbebte der Knecht Akiba, wie der Sinai bebte, als Gott auf ihn trat, und sagte: „Ja!“ Holte darauf mit zitternden Händen eine Münze aus seinem Gürtel und gab sie dem Mägdlein: „Sei mir also geheiligt nach dem Gesetze Moses und Israels!“ Dann legte er den Arm auf den Nacken des Stieres, wandte sich mit seiner Herde und ging seiner Wege. Wie die Jünglinge das sahen, kehrten sie um und holten mit vielen Verbeugungen die junge Herrin ab, die schon wieder in ihrer Sänfte saß.

In diesen Tagen sprach Rahel, die Tochter Kalba Sabuas, zu ihrem Vater: „Laß mich in die Berge ziehen, Vater, denn ich liebe die Herde. Ich liebe die Lämmer, die am Felsen

grasen, und den Stier, der der Stärkste ist von allen. Laß mich in die Berge ziehen, daß ich dir Nachricht bringe von deiner Herde!" Und der Vater erlaubte es ihr. Wie nun das Mädchen verzögerte, heimzukehren, sandte der Vater einen Boten aus. Und der Bote kam und meldete, daß Rahel eine Hirtin geworden sei. Sie melke die Kühe und schere die Schafe, und der Knecht Akiba belehre sie. Da lachte der Vater, denn er kannte das sonderbare Wesen seiner Tochter. Wie es aber zu lange währte, sandte er einen zweiten Boten aus. Der kam wieder und berichtete, daß die Tochter in einer Scheune wohne und im Heu auf der nackten Erde schlafe wie der Knecht Akiba. Da ging der Vater selber hinaus und fand, daß beide sich vermählt hatten, und sein Zorn kannte keine Grenzen. Mit einem schrecklichen Fluche jagte er den Knecht mitsamt der Tochter von Hof und Herde, und enterbte die Tochter aller seiner Güter, indem er harte Gelübde tat und sich mit schweren Eiden entsagte, sie jemals wiederzusehen.

So zogen Akiba und Rahel ins Elend hinaus. Sie schliefen im Heu, obgleich der Winter gekommen, die Tage trübe und die Nächte frostig waren. Jeden Morgen sammelte Akiba das Stroh aus Rahels Haaren und scherzte: „Ich werde dir noch einmal ein goldenes Jerusalem schenken." Das junge Weib hörte es und lächelte, da aber das Elend groß war, schnitt sie sich die Flechten ab, verkaufte sie, und von dem Erlös lebten beide eine Weile.

Monde vergingen. Akiba war langsam, wie er immer war. Er konnte das junge Weib nicht verlassen, denn die Liebe lag schwer auf seiner Seele, und sie trug ein Kind unter dem Herzen. Ehe das Kind nicht geboren war, wollte Akiba Rahel nicht verlassen, und sie sagte ihm nicht, daß er sie verlassen sollte. Er schämte sich vor ihr und verdang sich

in einem Steinbruch als Steinhauer. Dort hämmerte er Steine um dürftigen Lohn und brachte ihr den an jedem Abend. Von diesem Lohne stillten sie ihren Hunger, als das Geld für die Flechten vertan war.

In Stroh und Elend wurde ihnen der Sohn geboren. Sie nannten ihn Simon und freuten sich und weinten über ihm. Akiba klopfte vom Morgen bis zum Abend Steine aus dem Steinbruch und konnte sein Weib nicht verlassen. Sie schaute ihn an, wenn er abends kam, aber sie sagte ihm nichts. Akiba schämte sich. Er saß am Brunnen und schämte sich, und wie er sah, daß die Wasser den Stein am Brunnen höhlten, sprach er zu sich selber: „Wenn die weichen Wasser den Stein höhlen konnten, der so hart ist, um wieviel mehr müßte es den Worten der Thora, die schwer sind wie Eisen, gelingen, mein Herz zu überwinden, das doch nur von Fleisch und Blut ist?“ So dachte Akiba, der Steinhauer, aber sein Herz war langsam und hing am Weibe.

Der Knabe Simon wuchs heran. „Er muß zum Kinderlehrer!“ sagte das Weib. Nahm Akiba den Knaben bei der Hand und brachte ihn zum Kinderlehrer. Der Lehrer lehrte, und der Vater setzte sich neben das Kind und hörte es lernen. „Alef-Beth, Alef-Taw“, lehrte der Lehrer das Kind. Das Kind faßte die Tafel an der einen, der Vater an der anderen Seite, und so saßen sie beide nebeneinander. Wenn sie nach Hause kamen, setzte sich Akiba in einen Winkel, legte die Tafel auf die Kniee und schrieb und lernte: „Alef-Beth: Warum? Alef-Taw: warum?“ Wie das Weib ihn so murmeln hörte, erbarmte sie's in ihrem Herzen, sie legte ihm ihre Hand auf die Schulter und brach ihr Schweigen: „Geh lernen, Akiba!“

Akiba verließ seine Frau und begab sich in die Schule des weitberühmten Rabbi Elieser nach Bne Berak. Dort saß er viele Jahre unter der behenden Jugend und hörte zu und wunderte sich, daß die Jugend so leicht begriff. Die Lernenden lachten über ihn, denn er war langsam im Lernen, und kahlköpfig war er auch. Und dann fragte er immer: Warum? Zerlegte sich die Sätze in Worte, die Worte in Zeichen, wendete sie vorwärts und rückwärts und tat sich niemals Genüge, sondern grübelte mit stiller Wut. Sieben Jahre saß Akiba so bei Rabbi Elieser. Rabbi Elieser sah ihn nicht, und die Jünglinge spotteten über den ungenügsamen Steinhauer, der lernen wollte und bei den leichtesten Dingen fragte: Warum? Bis Rabbi Elieser selber ungeduldig wurde und ihm Verachtung zeigte. „Steinhauer," sagte er eines Tages zu ihm, „was setzest du dich mit deinem Hammer auf den Berg und klopfst kleine Steine ab? Meinst du, daß du den Berg auf diese Weise abhämmern und in den Jordan werfen kannst?" — Da lachten die Schüler, und Akiba hörte zu fragen auf. Aber wenn er im Winkel saß, fragte er doch bei allem, was er hörte, sein Herz: Warum?

Am Ende des siebenten Jahres tat Akiba das erste Mal zu einer Antwort den Mund auf vor Rabbi Elieser, und die Antwort war so, daß die Schüler verstummten, und der Meister aufhorchte. Saß einer dabei, der hieß Rabbi Josua und hatte schon lange auf Rabbi Akiba geschaut, wie er so still und wild beim Lernen war. Nun lachte er laut, als das Lehrhaus verstummte, und rief: „Der Berg ist in den Jordan gefallen! Der Steinhauer hat sich unter den Felsen gesetzt, wo keiner ihn sah und hat unter dem Felsen gehämmert, bis der Berg in den Jordan fiel! Jetzt geht und streitet mit ihm!" Von diesem Tage an begann der Name Akibas groß zu werden im Lehrhause Rabbi Eliesers. —

In einer armseligen Hütte am Rande Jerusalems lebte inzwischen das Weib Akibas mit ihrem Sohn. Sie spann und wartete. An jedem Morgen sah sie die Herden ihres Vaters auf die Berge ziehen und dachte an den Gatten, der in der Ferne war. An jedem Abend sah sie die Herden heimwärts kommen und wußte nicht, wo Akiba blieb. Die Monde vergingen, und das Kind fragte: „Wo ist der Vater?" Sie erzählte ihm vom Stier der Berge, der so still und wild ist, und vom Vater, der draußen in der Welt bei den großen Lehrern Israels lernte. „Ich will lernen, Mutter!" sprach das Kind. „Warte, bis der Vater kommt!" tröstete ihn die Mutter. Da ging das Kind vor die Tür, kam wieder und lehnte den Kopf an die Schulter der Mutter: „Warum kommt er nicht?" Sie schwieg und spann.

Die Monde vergingen, und aus den Monden wurden Jahre. Rahel sah den Sohn heranwachsen, und da sie ihn sonst nichts lehren konnte, lehrte sie ihn die Lieder des Volkes, die so alt und schön waren. Der Knabe wurde ein Träumer und träumte vom Vater, der bei den großen Lehrern Israels war, und sang die Lieder des Volkes noch schöner, als die Mutter sie sang. Auch lehrte die Mutter ihn beten, und er betete abends, morgens und mittags und dachte an den Vater, der draußen in der Welt bei den großen Lehrern Israels war, und der Mutter keine Kunde gab und nach dem Sohne nicht fragte. Um Mitternacht wachte der Knabe auf und zitterte und fragte: „Warum?" —

Sieben Jahre saß Akiba bei Rabbi Elieser, bis der Berg in den Jordan fiel. Da dauerte es nur sieben Tage, daß die Schule Rabbi Eliesers übervoll wurde, weil das Licht Akibas zu leuchten begann. Stand Akiba eines Tages als Rabbi Akiba auf und verließ die Schule Eliesers, und wie er zur Tür hinausging, folgten ihm Rabbi Josua und Rabbi Jchanan

und viele andere noch und faßten den Saum seines Kleides und sprachen: „Sei du unser Lehrer!“ Und sprachen weiter und drängten ihn: „Wir wollen eine Schule gründen in Tiberias und wollen dort sitzen und lernen, und du sollst unser Haupt und Führer sein!“ Wie sie nun nach Tiberias ritten, Akiba und viele Hundert mit ihm, kamen sie über die Berge und sahen die Herden grasen. Da gedachte Akiba seines Weibes, hieß seine Schüler in den Bergen warten und kehrte um. Zwei Tage und zwei Nächte ritt er ununterbrochen, bis er nach Jerusalem kam. Wie er sich nun der Hütte Rahels näherte und durchs Fenster blickte, stand da ein Nichtswürdiger bei seinem Weibe und sprach: „Dein Mann kommt nicht wieder. Recht tat dein Vater, denn ein einziges Kleinod warst du ihm und folgtest dem Knechte, der dich bei seinen Lebzeiten zu einer Witwe machte.“

In diesem Augenblicke fiel der Schatten Akibas in die Hütte, ohne daß er es merkte. Aber das Weib merkte es und zitterte. „Zwölf Jahre ist er mein Mann“, sprach sie zu dem Verführer, „würde er auf mich hören, so ginge er noch einmal zwölf Jahre, um weiter zu lernen!“ Wie Akiba das hörte, verließ er die Hütte, wie er gekommen war und ritt zu den Freunden zurück. „Nun kommt“, sagte er, „wir wollen unser Lehrhaus eröffnen, denn wir haben ein Recht dazu.“ Währenddessen lag das Weib Akibas in der Hütte auf ihrem Strohlager und starrte zur Decke, und der Sohn stand dabei und fragte: „Was ist dir, Mutter?“ Da sie aber nicht antwortete, fragte er noch einmal und weinte dabei: „Was ist dir, Mutter?“

Das Licht der Lehre leuchtete, und der Ruhm Akibas wurde immer größer. Der Knabe wurde ein Jüngling und hörte vom Ruhme des Vaters und sehnte sich nach ihm. Er wollte hinaus nach Tiberias, um beim Vater zu lernen, aber

die Mutter ließ ihn nicht ziehen, obwohl sie sah, wie er sich nach dem Vater verzehrte. Ein stummer Kampf hob an zwischen Mutter und Sohn. Mit der Kraft ihrer Liebe umwarb Rahel den Sohn, und noch war die Kraft junger Liebe in ihr und glich dem Werben einer Braut um ihren Bräutigam. Der Jüngling aber wurde mit jedem Tag schwermütiger, und die Mutter fühlte, daß das Schweigen des Vaters stärker war als ihr Reden, und daß sie erlahmen würde in ihrem Kampfe. Da sagte sie dem Sohn eines Tages: „Wenn du mir schwören willst, unerkannt seine Schule zu betreten und unerkannt zu bleiben, bis ich es dir sage, so magst du wohl ziehen!“ Da schwor der Jüngling und zog seiner Wege, und die Mutter blieb ganz allein.

Als Simon nach Tiberias kam und das Lehrhaus seines Vaters betrat, setzte er sich an die Tür und staunte, wie vor ihm hunderte von Schülern in langen Reihen saßen und jede Stunde anderen Platz machten, die vor der Türe warteten. Oben aber saß der Vater und verkündete die Lehre, schlug immer neue Brücken von der schriftlichen zur mündlichen Lehre und führte immer neue Schüler über die Brücke. Da war kein Satz, der nicht zu wenden, kein Wort, das nicht zu zerlegen, kein Zeichen, das nicht zu deuten war. So durchwühlte Rabbi Akiba das göttliche Wort und prägte es dem Gedächtnis der Schüler ein, daß sie nicht vergäßen, was überliefert war vom Sinai, denn aufgeschrieben durfte es nicht werden. Dem Jüngling war das alles neu, und er schauderte, wie er den Vater hörte, und mußte an die Mutter denken, wie sie ihm vom Stier der Berge erzählt hatte, der so stumm und wild ist auf seinen Höhen.

Wenn das Lehrhaus geschlossen wurde, begaben sich Lehrer und Schüler zur Synagoge, und Simon folgte ihnen. Simon

betete voller Inbrunst, Gott möchte das Herz seines Vaters erleuchten, daß er den Sohn erkenne, der vor ihm saß. Akiba aber achtete seiner nicht, und mit Schrecken sah der Jüngling, wie zerstreut der Vater beim Beten war und jedesmal vor der Zeit die Synagoge verließ.

Und wieder saß er im Lehrhaus und quälte sich mit seinen Gedanken. Wie still und groß sah der Vater aus, das kahle Haupt, der wilde Bart, und wie er die Augen eindrückte, wenn er dachte und sprach. Warum erkannte er, der alles erkannte, das eigene Blut nicht? —

Gedemütigt kehrte Simon heim. Er hatte gehalten, was er versprochen hatte, und saß nun wieder bei der Mutter, die glücklich war. Sie streichelte ihn und sang ihm die Lieder des Volkes, die sie lange nicht gesungen hatte, und zum ersten Male begriff der Jüngling wieder, wie schön diese Lieder waren und wie wundersam die Mär vom Propheten Elia, der unerkannt wandelte unter den Juden und einst kommen würde, sein Volk zu erlösen.

Endlich, nach abermals zwölf Jahren, kam Akiba. Vierundzwanzigtausend Schüler folgten ihm, als er im Frühling über die Berge Jerusalems gezogen kam. Da erbrauste die heilige Stadt, und alles Volk strömte hinaus, den großen Weisen zu begrüßen. Rahel saß in ihrer Hütte, hörte das Brausen vor ihrer Tür und zitterte. Dann ging auch sie hinaus. Die Nachbarinnen riefen: „Akiba kommt, auf, leihe dir schöne Gewänder, kleide dich, schmücke dich!“ Sie sprach: „Der Gerechte kennt die Seele seines Viehes!“ und fing an, im Gewande ihrer Armseligkeit ihrem Manne entgegenzugehen. Die Leute um sie herum riefen: „Akiba! Akiba!“ und liefen immer schneller. Rahel ging immer langsamer und blieb weit hinter dem Volke zurück. Ganz

allein kam sie vor Akiba, sank vor ihm hin und umklammerte seine Knie. Da wollten seine Schüler die fremde Frau fortstoßen. Akiba aber war bleich wie der Tod, wehrte ihnen und sprach: „Laßt sie, alles, was ihr habt, und alles, was ich habe, verdanken wir ihr!“ Dann hob er sie auf und ging mit ihr in die Hütte.

Kalba Sabua war alt und hinfällig geworden. Er hatte einen Eid geschworen, seine Tochter nie wiederzusehen, inzwischen aber starb ihm das Weib, und nun war er alt und allein, und das Gelübde drückte ihn. Da hörte er das Brausen des Volkes, daß ein großer Weiser in die Stadt gekommen sei, und lief mit hinaus zu sehen, ob der ihm nicht sein Gelübde lösen und den Eid von ihm nehmen könnte. Da zeigte man ihm den Mann, und er erkannte ihn nicht. Wie er ihm nun alt und weinerlich von seinem Gelübde erzählte, fragte ihn Akiba: „Wenn jener Hirte nun ein Wissender gewesen wäre, hättest du dann auch geschworen?“ — „Hätte er nur eine Zeile gewußt!“ jammerte der Reiche, „hätte er nur ein Wort gewußt!“ — Da gab sich ihm Akiba zu erkennen und sprach: „Ich bin es selber!“ Kalba Sabua blickte ihn an, dann aber schrie er laut und rannte durch die Straßen und rief in einem fort: „Die Hälfte meiner Äcker! Die Hälfte meiner Herden! Die Hälfte meiner Häuser!“ An diesem Tage schenkte Kalba Sabua sein halbes Vermögen an Rabbi Akiba und schloß Tochter und Enkel in die Arme.

Als Akiba Weib und Sohn wiedergefunden hatte und mit ihnen zusammen in das marmorne Haus Kalba Sabuas gezogen war, lief er mehrere Stunden schweigend umher, so daß alle sich verwunderten. Dann füllte er seinen Beutel mit dem Golde seines Schwähers, ging auf den Markt der Stadt, wo die Karawanen rasteten, und kaufte dort alles

Schöne und Herrliche, was das Morgenland aus fernen Ländern dorthin zusammengebracht hatte. Perlen, Edelsteine, Seiden, Brokate, Elfenbein, Affen und Pfauen, alles schleppte er in das Haus Kalba Sabuas. Den Reichtum Indiens schüttete er seinem Weibe in die ergrauenden Haare, salbte den Sohn mit Persiens köstlichstem Öle, kleidete beide in Byssus und Purpur, setzte ihnen Kronen aufs Haupt und gab ihnen Wein zu trinken aus goldenen Bechern. Und das ganze Volk mußte kommen. Akiba raste. Das ganze Volk mußte kommen und sehen: „Seht da, das goldene Jerusalem für meine Frau!“ Während aber das Volk sah, weinte das Weib stille Tränen.

In der kommenden Nacht sank Akiba hin und schlief einen bleiernen Schlaf. Am Morgen stand er auf, hieß seine Schüler ihre Esel besteigen und führte seine Frau in einer goldenen Sänfte nach Tiberias, wo das offene Lehrhaus seiner wartete. Immer größer wurde der Ruhm Akibas. Zu Tausenden pilgerten die Söhne Israels an den Jordansee, um einige Jahre zu Füßen des großen Weisen gesessen zu haben. Von Morgen bis Abend lehrte Akiba in seiner Schule, und selbst die Nacht war noch zum Lernen für ihn da. Am Abend kam er spät, und am Morgen ging er früh, er sah nicht seine Frau, er sah nicht seinen Sohn, er sah nur die heilige Lehre, die vor ihm lag, und war gierig, sie zu lehren, Tag und Nacht. Inzwischen saßen Mutter und Sohn zu Hause und warteten auf den Vater. Aber der Vater kam nicht, und wenn er kam, stand die Mühsal des Grübelns auf seiner Stirne, und die Frau wagte nicht, zwischen den Weisen und seine Gedanken zu treten. „Willst du nicht ins Lehrhaus gehen?“ fragte die Mutter den Jüngling. Der schüttelte den Kopf und lächelte schmerzhaft. Wieder saßen Mutter und Sohn beieinander, und es war, als wäre Akiba

immer noch nicht heimgekehrt, als hätten zum dritten Male zwölf Jahre begonnen.

Die Mutter liebte den Sohn und der Sohn die Mutter. Beide waren eins in ihrem Gemüte, sie klagten nicht und murrten nicht, aber es war still im Hause, und der Vater war weit weg von ihnen, wenn er auch nur drüben im Lehrhause war. Der Jüngling sah nur seine Mutter, denn er war anders als andere seines Alters, und bei den Mägden fand man ihn nicht.

Eines Tages bekam die Mutter Angst um ihren Sohn, denn der Frühling war gekommen, der Ruf der Turteltaube erscholl im Lande, und während die Knaben mit den Mädchen auf der Straße sprachen, saß der Sohn im Hause bei ihr. Da überwand sie ihr Herz und führte ihm eine Jungfrau zu, schön von Ansehen, daß er sich an ihr freue als an seiner Braut. Als der Jüngling aber einmal mit dem Mädchen die Mauer Jerusalems umwandelt hatte, legte er sich hin und wurde krank.

Die Mutter sorgte sich und schickte ins Lehrhaus nach dem Vater: „Komm, dein Sohn ist krank!“ Da die Lehre aber an diesem Tage besonders stark war im Munde Rabbi Akibas, unterbrach er sich nicht, sondern sandte einen Boten aus, daß der ihm Kunde brächte von Stunde zu Stunde. „Er ist schwer krank“, meldete der Bote. „Komm!“ schickte die Frau zum zweiten Male. Die Lehre aber war heiß geworden in seinem Munde, darum rief er seinen Schülern zu: „Lernt weiter!“ und verwies ihnen, daß sie nach der Türe schauten, wo der Bote kam. „Er röchelt“, meldete der Bote. „Komm!“ schickte die Frau zum dritten Male. Im Munde Akibas aber glühte die Lehre wie brennendes Feuer, und er wollte das Lehrhaus nicht aufheben, bis am Abend ein Bote kam und in der Tür stehen blieb. Da sah Akiba, daß der Sohn ver-

schieden war und sprach: „Bis hierher galt die Ehre des Gesetzes, von jetzt an gilt die Ehre des Toten.“ Danach stand er auf, zerriß seine Kleider und ging nach Haus.

Zu Hause saß einsam die Frau. Sie stand nicht auf und begrüßte ihn nicht, wie es für eine Frau ziemlich ist, sie führte ihn auch nicht zum Lager des Sohnes, noch hob sie die Decke von dem Toten. Bleich, starr und unbeweglich saß sie auf der Erde und redete kein Wort. Da kamen die Diener und führten Rabbi Akiba an die Leiche seines Sohnes, und die Schüler eilten, den Toten zu bestatten.

Wie nun der Tote im Grabe lag, fing Akiba zu reden an: „Meine Brüder Israel, hört mich an! Mein Sohn war ein Bräutigam, dennoch bin ich getröstet wegen der Ehre, die ihr ihm erwiesen. Nicht, weil ich ein Weiser bin, seid ihr ja gekommen — es gibt Weisere als mich. Nicht, weil ich ein Reicher bin — es gibt Reichere als mich. Die Männer des Südens kennen mich, wer kennt mich in Galiläa? Die Männer allein kennen mich, was wissen die Frauen von Rabbi Akiba? Seid ihr um Akibas willen gekommen, wie viele Akibas gibt es auf der Straße? Sondern ich weiß, nur um der Lehre willen seid ihr gekommen, und weil es ein heiliges Wirken galt. Euer Lohn wird groß sein. Ich bin getröstet. Geht heim in Frieden!“

Wie Akiba nach Hause kam, saß die Frau noch immer dort, wo sie vorher gesessen hatte. Akiba wollte sie anreden, aber er vermochte es nicht. Die Frau schwieg und ihre Augen blickten an Akiba vorbei. So vergingen sieben Tage der Trauer einer wie der andere. Am achten schickten die Schüler nach dem Lehrer, daß er der verwaisten Lehre gedenke. Akiba verließ sein Haus, aber die Schule betrat er nicht, sondern die Schüler sahen, wie er ins Gotteshaus ging und die Tür hinter sich schloß. Nach einer Stunde kehrte er

nach Hause zurück und fand seine Frau an derselben Stelle, wie er sie verlassen hatte. Da begann er in der Lade seines Sohnes zu kramen, und als er dessen Gebetmantel fand, hüllte er sich ein und setzte sich dem Weibe gegenüber. Er wußte, daß sie nicht mehr mit ihm reden würde, vielleicht ihr ganzes Leben lang, dennoch wartete er damals auf ein Wort und saß ihr gegenüber stundenlang.

Inzwischen sammelten sich die Schüler vor dem Hause und jammerten: „Weh uns, was wird aus der Lehre, wenn der Meister nicht kommt?" Die ganze Nacht umlagerten die Schüler seine Tür, die ganze Nacht saß Akiba bei seinem verhärteten Weibe. Ein zweiter Tag folgte und glich dem ersten. Akiba blieb dem Lehrhause fern. Am dritten drangen die Schüler in sein Haus, faßten den Meister an der Hand und führten den Willenlosen zum Lehrhause hin. Als er über die Schwelle schreiten wollte, sahen die Schüler, daß ihn ein Schauder ergriff und seine Augen stier wurden. Da hoben sie ihn über die Schwelle und setzten ihn oben hin, daß er sie wieder lehre. Kaum aber tat Rabbi Akiba seinen Mund auf, da fiel an der Tür ein Schüler in Krämpfen zu Boden, und man eilte, ihn nach Hause zu tragen. Wie nun Ruhe eingetreten war und der Weise abermals beginnen wollte, kam schon ein Bote, daß der Jüngling gestorben sei. Noch redete dieser, da fiel schon ein zweiter hin, und Rabbi Akiba lehrte nicht weiter, sondern rief: „Hört auf! Hört auf!" und hob verstört das Lehrhaus auf, denn schon sank ein dritter zu Boden, und ein furchtbares Schülersterben hub an. Akiba eilte von Haus zu Haus, wo die Kranken und Sterbenden lagen, und schüttete den Elenden mit eigener Hand die Streu. Die Schüler flohen auseinander, aber Akiba rief sie gewaltig an: „Blut vergießt, wer Kranke nicht besucht!" und alles, was er dem Sohne nicht getan, tat er nun den Schülern, und

die ganze Stadt Tiberias rief: „Sucht denn Akiba den Tod?“ Aber der Rabbi wandelte heilig durch die Häuser und stellte sich vergeblich zwischen den Tod und seine Schüler. Es war aber die Zeit zwischen dem Pessach- und Wochenfeste, die Sichel ging in der Saat, und der Sang der Schnitter tönte auf dem Felde. In jenen Tagen starben zwölftausend Schülerpaare vom Hause Rabbi Akibas an der Pest, er selber aber lebte, und wie das Sterben endlich ein Ende nahm, saß Akiba bei seinem Weibe, und das Weib war verhärtet und schwieg.

Furchtbare Zeiten waren für Judäa gekommen. Der Kaiser Hadrian herrschte in Rom, und seine Hand lag schwer auf dem Lande. Auf allen Straßen Schlagbäume, in allen Toren Zölle. Bewaffnete Kohorten durchzogen das Land und plagten die Leute mit Steuern und Auflagen, und dort, wo früher der Tempel stand, pflanzte jetzt der römische Legionär seinen Adler auf. Inzwischen saß der Verleumder in Rom und flüsterte dem Kaiser böse Dinge ins Ohr, so daß eines Tages auf allen Märkten Judäas in die Posaune gestoßen wurde, und Gesetze ausgingen vom Kaiser Hadrian, daß die Juden erzitterten.

In dieser Not der Zeit verließ Akiba sein Weib und seine verödete Schule in Tiberias. Die alten Schüler waren ihm gestorben, neue gab es nicht, und die Lehre war in Gefahr verlorenzugehen. Da zog Akiba durch das Land und dachte, wie er neue Ohren finden könnte, die alten Überlieferungen zu bewahren. Aber überall, wohin er kam, stöhnten die Menschen, wie sie um der Lehre willen verfolgt wurden. Im Süden fand er Rabbi Meïr, Rabbi Jehuda, Rabbi Jose, Rabbi Simon, Rabbi Eleasar ben Schamua und manchen anderen noch. Die sammelte er um sich und eröffnete ein neues Lehrhaus mit ihnen. „Schreibt auf! Schreibt auf!“ sagte er ihnen. Sie erschraken, denn es war verboten, die

mündliche Lehre zu schreiben. Aber der Name Akibas war groß, die Zeiten waren schwer, und der Tod war durch Akibas Schule gegangen. „Schreibt auf! Schreibt auf!“ rief er immer aufs neue, und da sie sahen, wie wild er war, wurden sie ebenso wie er und schrieben still und wild, was der Weise ihnen überlieferte im Namen der Weisen, die vor ihm waren. „Schreibt auf! Schreibt auf!“ Dem damals noch jungen Rabbi Meïr rannen die Tränen, als er schrieb.

Einige Monde waren vergangen, da sandte Akiba seinen Schüler Meïr, den er vor allen anderen liebte, mit Botschaft zu seinem Weibe. Bald kam Meïr wieder und war traurig, denn die Frau hatte ihm ihr Ohr verschlossen und eine Antwort brachte er nicht mit.

Immer schlimmer wurden die Zeiten, immer wilder die Herzen. Wer hatte dem Volke erzählt, daß der Kaiser Hadrian den heiligen Tempel wieder aufbauen wollte? Auf einmal war die Kunde da, und im Nu wogten die Märkte Judäas von schreienden und fragenden Menschen. Die Legionäre grinsten und trieben mit Spießen die aufgeregten Haufen auseinander. Aber wie die Flut kam es wieder, bis das ganze Land nach seinem Tempel schrie. Schließlich hörte es der Kaiser in Rom und kam selbst auf einem Schiff nach Jerusalem gefahren, um nach dem Rechten zu sehen. Dort sprach er zornige Worte auf den Trümmern des Heiligtums, und bald hallte der Tempelplatz auf sein Geheiß vom Quieken der täglichen Schweine wieder, die von nun an dort geschlachtet wurden. Die Legionäre lachten und ließen die römischen Adler in der Sonne blitzen.

Am Westrande des Tempelberges stand die letzte Mauer, die vom Heiligtum übrig war. In ihrem Schatten sammelten sich in den Nächten die Frommen, Männer und Frauen, um ihre gefallene Herrlichkeit zu beweinen. Eines Abends stand

eine Bank da, und wie die Frommen kamen, war der Weg versperrt, und wer weinen wollte, mußte eine Steuer entrichten. Die Legionäre trieben mit Härte die Tränensteuer ein und klirrten mit dem Gelde in der Büchse, während das Seufzen der Klagenden erscholl.

„Geh noch einmal zu meinem Weibe, Meïr," sprach Akiba, „und sage ihr, wie die Lehre in Gefahr ist, und wie schwer die Zeiten sind!" Der Jüngling ging zum zweiten Male nach Tiberias, kehrte nach drei Tagen zurück und, als er das Lehrhaus betrat, setzte er sich auf die letzte Bank. „Schreibt auf, schreibt auf und rettet die Lehre!" rief Akiba, und die Gelehrten saßen Tage und Nächte lang beieinander, verglichen das Überlieferte, prüften die Worte und die Sätze und schrieben auf.

Das schreiende Land war still geworden, als aber der Kaiser Hadrian über das Land ausrufen ließ, daß den Söhnen Israels von nun an der heilige Bund der Beschneidung verboten sei, wurde es totenstill.

Da sandte Akiba zum dritten und letzten Male den jungen Meïr zu seinem Weibe: „Frage sie, ob ich die Lehre verlassen soll, nur dies eine frage sie noch!" Als Meïr den dritten Tag nicht heimkehrte, lief Akiba wie wild auf den Bergen Jerusalems umher. Er verschwand plötzlich aus der Schule, keiner wußte, wo er war, und keiner wagte es, dem Meister nachzugehen, denn sie sahen wohl, wie wild er war. Längst war Meïr wieder heimgekehrt, aber er fragte nicht nach dem Lehrer, denn er hatte nichts zu berichten. Nachts streifte Akiba auf den Bergen umher, tags schlief er in den Wäldern. Die Schüler saßen indessen in der Schule, sahen sich an und flüsterten. Sie raunten sich geheimnisvolle Dinge zu, während ihre Herzen brannten. Der Meister hatte die Lehre verlassen und war verschwunden. Die ganze Stadt

Jerusalem erzählte es sich und fragten einer den andern: „Warum verließ er die Lehre?“ Und fragten zum andern Male: „Wohin ging er, als er die Lehre verließ?“ Und erzählten sich Wundersames: Der eine wollte ihn gesehen haben, wie er mit feurigen Flügeln in den Himmel flog, der andere war ihm nachts auf dem Ölberg begegnet und war erschrocken über seine Gestalt, die riesengroß zu den Sternen ragte. „Wo ist Akiba?“ fragte das ganze Land.

Am siebenten Morgen in der Dämmerung stieg Akiba von der Ostseite den Ölberg hinauf. Es war die Zeit der Lese, alle Bäume hingen voller Früchte. Die Sonne war noch nicht herauf, aber die Vögel in der Frühe schrien schon. Wie Akiba nun um eine Ecke bog, lärmte eine Rotte römischer Soldaten vor ihm her, die die Nacht gezecht hatten und nun heimwärts wollten. Plötzlich drängte ihnen zwischen den Mauern zweier Weinberge eine Rinderherde entgegen, und voran schritt ein mächtiger Stier, auf dessen Nacken der Arm des Hirten ruhte. Da kam es Rabbi Akiba vor, als hätte er dies schon einmal erlebt, und er erkannte die Stelle. Noch staunte er, da riefen die Soldaten dem Hirten zu: „Aus dem Wege, Knecht!“ Der Hirte ließ den Stier stehen und trat schweigend beiseite, während der Furchtbare weiterschritt. Da erschraken die Soldaten und rannten, was sie konnten, den Hohlweg zurück. Einige kletterten vor Schrecken auf die Mauer. Hinter ihnen her aber scholl ein gewaltiges Lachen, und es war Akiba, als käme dieses Lachen aus dem Innern des Ölberges heraus. Wie er jedoch seine Augen auftat, sah er, daß es der Hirte war, der so lachte. Der Hirte aber war so stark und groß, desgleichen Akiba nie einen Menschen gesehen. Da fing er an, das Lachen des Hirten mitzulachen, und wie sie beide so lachten, ging die Sonne auf, und der Ölberg wurde glühend rot.

Sie verstummten beide, und einen Augenblick später faßte Akiba des Hirten Hand: „Wie heißt du?“ fragte er: Simon nannte sich der Hirte. Da sah ihn Rabbi Akiba mit seinem mächtigsten Blicke an und sagte zu ihm: „Du bist der König Messias, sei still und warte, bis ich wiederkehre!“

Rabbi Akiba blieb verschollen. Seine Schule in Jerusalem stand leer, seine Schüler waren wie eine Herde ohne Hirten. Endlich, als er wochenlang zögerte zu kommen, erschrak man, und begann, ihn in den Bergen Judäas zu suchen. Erst zogen die Schüler hinaus, schließlich suchte das ganze Volk den Meister. Man zerstreute sich über das Land, sandte Botschaften nach allen Seiten, aber keine Kunde kam. Inzwischen gingen die Römer von Ort zu Ort und von Haus zu Haus, schleppten die Treuen fort, die dem Befehle des Kaisers trotzten, und hielten furchtbares Gericht über das Land. Die Kerker füllten sich, und des Stöhnens war kein Ende. Rabbi Akiba hatte zum zweiten Male seine Welt verlassen und eine neue gesucht. Die Zeit des Lehrens war vorüber, gekommen war die Zeit der Tat.

Damals reiste Akiba durch alle Länder des Mittelmeers, von Ägypten nach Kyrene, von Kyrene nach Zypern, von Zypern nach Nisibis, und bald kam die Kunde aus Arabien, daß er lebte. Das Volk fing wieder zu hoffen an, und neue Gerüchte von großen und unerhörten Dingen beflügelten die Hoffnung. Es hieß, daß der Weise auf allen Märkten der Welt und in allen Lehrhäusern zu den Juden gesprochen hätte, daß die Zeit erfüllt und die Tage des Messias gekommen seien. Plötzlich kam nach Jerusalem die Nachricht, daß die Juden von Kyrene alle Römer niedergemetzelt hätten, gleichzeitig meldete man schwere Aufstände unter den Brüdern in Ägypten, auch auf Zypern wüteten Kämpfe. Durch alle Botschaften aber hallte der Name Akibas wieder,

der bald hier, bald dort erschienen war, um die Juden zum letzten Kampfe zu rufen. Judäa fing langsam zu brennen an.

Nördlich von Jerusalem lag das feste Bitar hoch auf den Bergen. Dort erschien eines Tages ohne Boten und Meldung der lang Vermißte auf dem Markte. Er führte ein Pferd am Zügel, auf dem der Hirte Simon Barkochba, der Sternensohn, saß. Akiba aber rief vor ihm aus: „Ein Stern bricht hervor aus Jakob: Sehet den König Messias!“ Drei Tage später stand das ganze Land in Flammen, und Akiba hatte es angezündet. Vergebens schickte der grausame Landpfleger Turnus Rufus seine Schergen aus, Akiba zu fangen. Akiba war bald hier, bald da, war nirgends und überall, und wo er war, da fand man ihn nicht, und wo man ihn fand, war er schon nicht mehr. Simon Barkochba war das Schwert, Akiba die Fackel, und die Fackel raste noch mehr als das Schwert. Nach abermals drei Tagen gab es keinen römischen Legionär mehr auf dem Boden Judäas. Turnus Rufus war mit seinem scheltenden Weibe, der bösen Rufina, geflohen, und als die Kunde nach Rom kam, zitterte der Kaiser.

Danach aber schickte er seinen besten Feldherrn, den Severus, aus. Der kam und schlug den Aufstand nieder. Er trat dem Sternensohn nicht in offener Feldschlacht entgegen, sondern wich ihm aus und ließ ihn sein Schwert allein durch die leere Luft schwingen. Dafür zündete er alle Dörfer des Landes an, durch die er zog, eines nach dem andern, und warf den Brand in alle Wälder Judäas. Und aus jedem Dorfe floß ein Blutbach, der sich mit andern Bächen vereinigte und zum rauchenden Strome wurde, daß der Jordan sich rötete und das Tote Meer zu dampfen begann. Furchtbar war die Rache Roms. Schließlich fiel an einem Tage auch das feste Bitar, und vor ihm lag im Kampfe erschlagen

über das Blachfeld gestreckt der Sternensohn. Immer stiller wurde es nun, totenstill im Lande Judäa.

Über den leeren Markt von Tiberias schritt Rabbi Akiba. Die Menschen saßen zitternd in ihren Häusern und hielten die Türen verschlossen, als Rabbi Akiba heimkehrte zu seinem Weibe. Alt und gebeugt empfing sie den Mann und schwieg. Er ging in sein Lehrhaus hinüber. Das Lehrhaus war verschlossen, das Schloß verrostet, öde standen die Wände. Er kehrte in sein Haus zurück. Dort war gerade ein Bote eingetroffen, der den Fall Bitars und das Ende Barkochbas meldete. Akiba zerriß seine Kleider, setzte sich in den Staub und streute sich Asche auf das Haupt. So saß er einen Tag, da erschien ein anderer Bote, der berichtete, daß die heilige Stadt ihren heiligen Namen nicht mehr tragen und das heilige Volk die Stätte nicht mehr betreten dürfte. Der Kaiser hätte ihr den römischen Namen Aelia Capitolina gegeben, und auf der Höhe des Zionberges erhübe sich jetzt ein marmornes Haus, das dem Römergotte geweiht sei. Noch redete dieser, da schlich heimlich ein dritter Bote herein und erzählte, daß nun alles vom Kaiser verboten sei, das Beten, das Lesen, das Lernen, das Lehren, und daß der Tod darauf stünde. Akiba hörte es und schwieg. Der Bote sah ihn an, sah das Weib an, und indem er die Tür schon wieder in die Hand nahm, flüsterte er: „Flieh, Akiba!“ und verschwand.

Da fing Akiba zu seinem Weibe zu reden an: „Erinnerst du dich, Rahel, wie ich ein roher Hirte war und dich in der goldenen Sänfte fand?“ Nach einer Weile fuhr er fort: „Und erinnerst du dich, wie ich um der Lehre willen dich darben ließ und selber darbte viele Jahre lang?“ Und nach abermals einer Weile fing er laut zu stöhnen an: „O weh, mein Sohn, du hast gemacht, daß ich die Lehre verließ!“ Bei alle-

dem wandte sich das Weib nicht zu ihm hin, sondern ihr Herz blieb verschlossen.

Da stand Akiba auf und stieß die Tür seines Hauses auf. Dabei war es ihm, als öffne sich die letzte aller Welten vor seinem Schritt. Es war der Schritt des Bergstieres, mit dem er zum letzten Male auf die Gasse von Tiberias trat, und mit dem Brüllen des Stieres schrie er über den Markt: „Kommt alle, die ihr lernen wollt. Akiba lehrt euch die Lehre!" Scheu wichen die Leute zur Seite und schlüpften in die nächste Gasse, er aber trat mitten auf den Markt und rief noch einmal: „Kommt alle, Akiba, lehrt euch die Lehre!" War da ein Jüngling mit Namen Pappus, der trat näher und sprach: „Akiba, der Tod steht darauf!" — „Ich will dir ein Gleichnis sagen," antwortete Akiba: „Der Fuchs rief den Fischen im Waldbach zu: Vor wem flieht ihr denn so, ihr Eiligen?" — Sprachen die Fische: „Vor den Angeln und Netzen". — Sagte der Fuchs: „So kommt ans Ufer, ich rette euch!" — Da lachten die Fische und spotteten sein: „Sind wir schon nicht sicher", sagten sie, „im Wasser, das unser Element, um wieviel weniger werden wir es am Strande sein, der unser Element nicht ist? Fisch, verlasse das Wasser nicht, Israel nicht deine Lehre!" So rief Akiba und begann das Volk zu lehren auf offenem Markte.

Als man das seinem Weibe berichtete, befahl sie zum ersten Male wieder den Mägden, das Lehrhaus zu öffnen und zu reinigen. Aber Akiba ging nicht ins Lehrhaus, sondern holte die Leute aus den Häusern, schlug auf dem Markte eine Bank auf und verkündete vor aller Ohren die heilige Lehre. Da kam seinem Weibe die Nachricht, daß der Sieger Severus das Land verlassen hätte, und der grausame Rufus mit seiner Rufina zurückgekehrt sei. An diesem Tage verließ sie zum ersten Male wieder das Haus, und alles Volk

rief: „Sieh, Akiba, dein Weib ist auf dem Markte!“ Sie trat an den Weisen heran und sprach: „Hör auf zu lehren, Rufus steht vor den Toren!“ Er aber hörte nicht auf sie, sondern lehrte weiter, wie es geboten war. Seine greisen Arme fuhren beim Sprechen wild durch die Luft, seine Augen waren blutig wie das Auge des Stieres, und über die Gewalt seiner Stimme erbebten die Schüler, denn es war, als riefe er „Rufus! Rufus!“ in einem fort. Da fing die Frau laut zu schreien an: „Heißt ihn schweigen, ihr Leute! Einmal hat er mich zur Witwe gemacht, ließ den Sohn mir sterben als eine Waise! Nun will er mich zum zweiten Mal zur Witwe machen! Heißt ihn schweigen!“ Sie jammerte so, daß es auf dem Markte von Tiberias einen Aufruhr gab, und sieh, da klirrten schon Waffen, und an der Spitze seiner Legionäre erschien Rufus. Alles Volk verstummte und lief auseinander, der greise Akiba stand zuletzt allein auf dem Markte, nur sein Weib war bei ihm, und da die Schüler entlaufen waren, rief er Himmel und Erde an: „Horche, o Himmel! Merke auf, o Erde! Vernimm, o Welt, die Lehre deines Gottes!“

Da faßten ihn die Häscher und führten ihn gefangen fort. Wie sie nun vor die Kerkertür kamen, wurde von der andern Seite in Ketten jener Pappus gebracht, der Akiba gewarnt hatte. Akiba erkannte ihn und fragte: „Du aber, Pappus, wie kommst du hierher?“ Da fing der Jüngling zu weinen an und rief: „Heil dir, Akiba, daß du um der Lehre willen leiden darfst! Weh mir selber, daß ich leide um eitler Dinge willen!“ So betraten beide den Kerker.

Rabbi Akiba war heiter und still. Der Kerkermeister quälte ihn, wie er konnte, aber Akiba blieb sanft und lächelte den ganzen Tag. Sein Schüler Josua aus Gerasa bediente ihn und brachte ihm jeden Tag sein Maß voll Wasser. Eines Tages traf ihn der Kerkermeister, nahm ihm den Krug

fort und goß die Hälfte auf die Erde. Spät und traurig erschien Josua vor Akiba. Da sagte der Meister zu ihm: „Josua, warum kommst du heute so spät? Weißt du nicht, daß ich alt bin und mein Leben an deinem hängt?“ Wie er aber das wenige Wasser sah und hörte, was war, sagte er: „Gieße es mir über die Hände, daß ich mich wasche und beten kann!“ Sprach der Jüngling: „Zum Trinken reicht es nicht, soll es zum Waschen sein?“ und Akiba antwortete: „Gieße, mein Sohn! Besser, ich verschmachte nach Wasser, als die Thora verschmachtet nach mir!“

Der grausame Rufus kam oft zu Akiba und bedrängte ihn mit Worten. Es machte ihn lüstern, mit dem Manne zu reden, den er morgen töten würde. Auch war etwas an dem Manne selbst, was ihn lüstern machte, mit ihm zu sprechen. Hatte er gesprochen, so ging er nach Hause und erzählte seinem Weibe. Und kam wieder und redete aufs neue und kam schließlich jeden Tag.

„Höre, Akiba,“ fragte er ihn einmal, „warum haßt der Gott Israels uns Römer so? Steht doch geschrieben: Den Esau hasse ich!?“ — Lächelte Akiba und sprach: „Komm morgen wieder, so will ich dir die Antwort sagen!“ Am nächsten Morgen fragte ihn der Grausame: „Nun, was träumtest du heute Nacht?“ — „Ich träumte von zwei Hunden, der eine hieß Rufus, der andere Rufina.“ — „Morgen werde ich dich töten!“ schrie Rufus, „wie kannst du mich und mein Weib mit Hunden vergleichen?“ — „Du zürnst?“ fragte Akiba, „wo aber ist ein Unterschied zwischen euch? Du issest und trinkst wie sie, du buhlst wie sie, und du wirst auch sterben wie sie. Dennoch zürnst du, da ich dem Hunde deinen Namen gab. Gott aber, der Himmel und Erde gemacht hat, der da tötet und belebt, sollte dir nicht zürnen, da du einen Klotz nimmst und ihm seinen Namen gibst?“

Da ging Rufus hinaus und sein Gesicht brannte. Als er zu seinem Weibe, der Rufina, kam, fragte sie: „Warum brennt dein Gesicht heute so?“ Antwortete der Grausame: „Wegen Rabbi Akiba!“ und erzählte ihr die Sache. Da wurde das böse Weib ebenfalls lüstern und tröstete den Mann: „Ich werde zu ihm gehen und glaube mir, ich bringe ihn zu Falle!“ Und ging hin und kleidete sich in ihre schönsten Gewänder, daß sie in ihrem Schmucke einer Kaiserin glich. Rufina war aber ein schönes Weib, so schön wie frech, und so machte sie, daß ihr Bein sichtbar und ihr Busen verführerisch war. Also trat sie in den Kerker zu Rabbi Akiba. Es war aber der Vorabend des großen Sühnetages gekommen, und Rufus hatte gemacht, daß an diesem Tage Akiba sterben sollte.

Wie nun das schlimme Weib also verführerisch vor Akiba trat, stand er auf und spie vor ihr aus. Da preßte sie sich vor Wut die Faust in die Zähne, aber noch ehe sie zu schelten begann, fing Akiba heftig zu weinen an. Er weinte so laut, daß sie ganz bestürzt wurde und nicht wußte, wie sie ihn fragen sollte. Plötzlich aber hörte er auf zu weinen und schaute sie mit einem Lächeln an so voller Macht und Liebe, daß die Grausame erschrak und mit zitternden Händen ihren freien Busen bedeckte.

„Warum spieest du aus?“ fragte sie, „warum weintest du so? Warum lächelst du nun?“ Sprach Akiba: „Drei Fragen, zwei davon sage ich dir, die dritte sage ich nicht: Ich spie aus, weil du aus einem eklen Tropfen kamst, ich weinte, weil du so wunderschön bist und dennoch modern wirst. Und nun lächle ich dir zu und sage dir nicht, warum!“ Da hielt das Weib sich daran: „Warum lächelst du so? Ich muß wissen, warum du so lächelst mit mir? Sag mir, warum?“ — „Drei Fragen,“ wiederholte Akiba, „und die dritte sage ich dir nicht!“

Noch stöhnte das Weib vor ihm, da öffnete sich die Kerkertür, und Akibas Gattin trat herein. Ihr Haar war weiß geworden über Nacht, denn sie hatte gehört, daß Akiba heute sterben sollte. Nun kam sie, die letzte Stunde mit ihm zu teilen. Wie Akiba sie sah, nahm er sein Lächeln von der Rufina weg und schenkte es seinem Weibe.

„Sage mir, warum du lächelst?" schrie die Rufina weiter. „Man wird dir mit eisernen Kämmen die Haut abschinden. Ich will es verhindern, nur sage mir, warum du so gelächelt hast, daß mein Herz erschrak?"

Aber schon sah Akiba sie nicht mehr, sondern nur sein Weib sah er, schloß sie in seine Arme und weinte und lachte durcheinander.

„Akiba, warum lachst du so?" flüsterte sie, „und warum weinst du denn so, Akiba?"

Da sagte Akiba: „Ich habe den Rindern meiner Herde Genüge getan, darum lache ich. Ich habe meinem Weibe nicht Genüge getan, darum weine ich, Rahel. Ich habe meinem Volke Genüge getan, darum lache ich. Ich habe meinem Sohne nicht Genüge getan, darum weine ich, Rahel. Ich habe der Lehre Genüge getan, denn ich habe sie vielen Tausenden verkündet, und ich habe ihr nicht Genüge getan, denn ich habe sie meinen einzigen Sohn nicht gelehrt, darum lache und weine ich zusammen und muß nun Gott Genüge tun und sterben."

Und fuhr weiter fort und sprach: „Als ich die Herde hatte, fehlte mir die Liebe. Als ich die Liebe fand, fehlte mir die Lehre. Als ich die Lehre hatte, fehlte mir wieder die Liebe. Warum konnte ich nicht die Liebe zur Lehre bringen, warum nicht die Lehre zur Liebe? Nun habe ich die Lehre, die Liebe und den Tod."

Als die Rufina solche Worte hörte und mit ansah, wie

die beiden aneinander weinten und lachten, zerriß sie ihr Prachtgewand von oben bis unten und schlug mit der Stirn gegen die Mauer des Kerkers. „Gibt es keine Buße?“ weinte sie bitterlich, „gibt es denn keine Buße für mich?“

Wie Akiba sie so weinen hörte, legte er die Hand auf ihre Schulter und sagte: „Ja!“ Da ging die Rufina aus dem Kerker, verließ in derselben Stunde ihren Mann und bekehrte sich in der Stille zum Gotte Israels, denn nun wußte sie, warum der Weise im Kerker so prophetisch und liebereich zu ihr gelächelt hatte.

Rufus hieß das Weib Akibas aus dem Kerker führen, und die Knechte begannen den Weisen zu schinden. Sie gingen ihm mit ihren eisernen Kämmen an den Leib, und die Haut ging in Blut und Fetzen von ihm ab. Akiba gab keinen Laut von sich und lächelte nur. Als die Zeit des Schmagebetes kam, fing er zu beten an. Er betete laut, und sein Lächeln wurde überirdisch, während die Knechte an ihm wüteten. Die Schüler sahen es und weinten: „Rabbi, wie betest du noch?“ Er antwortete: „Steht nicht geschrieben: Du sollst ihn lieben mit ganzer Seele? Habe ich nicht gedeutet: Selbst wenn er dir die Seele nimmt? Jetzt nimmt er sie, so kann ich ihm zeigen, wie sehr ich ihn liebe!“ und fuhr fort, das Schma zu beten. Als er aber an die Stelle kam: „Und du sollst sie einschärfen deinen Kindern“, schrie er jammervoll auf und konnte nicht weiter. Dann fing er wieder von vorn an und sprach das hochheilige Bekenntnis immer von neuem, bis es wie Jubel klang, und den Knechten vor diesem Manne graute. Die Schüler hielten seinen zerfetzten Leib in den Armen und benetzten ihn mit Tränen. Um die Abendzeit sprach Akiba das Bekenntnis noch einmal, indem er mit den letzten Worten seinen letzten Atemzug tat. Dann sank er zurück und war tot. In diesem Augenblick ging ein

Beben durch das Haus, daß die Kerkerwand riß, und Schüler und Henker mit Schrecken flohen. Vor Gottes Thron aber zitterten in dieser Stunde die Engel und riefen: „Herr der Welt! Ist das die Lehre und dies ihr Lohn?“ Und eine Stimme tönte durch den Himmel: „Heil dir, Akiba, du gingest ein zum ewigen Licht!“

Die Nacht des Sühnetages war gekommen. Alle Schüler waren auseinandergegangen. Auch Rabbi Josua schlich im Dunkeln nach Hause. Wartete da ein Fremder vor seiner Tür und grüßte ihn in der Nacht: „Friede sei mit dir!“ — „Was willst du?“ fragte Josua. Antwortete jener: „Ich bin ein Priester und frage dich, ob du mit mir gehen willst, deinen Lehrer zu bestatten?“ Josua folgte ihm, und wie sie zum Kerker kamen, stand das Tor offen, und die Wächter schliefen. Sie traten ein, und Josua wollte den toten Lehrer auf eine Bahre legen. Der Fremde aber hob ihn schnell auf seine Schulter und ging voran. So schritten sie beide mehrere Stunden durch die Sühnenacht, bis sie nach Antifras kamen, das in den Bergen lag. Dort öffnete sich ihnen eine Höhle, da ging es drei Stufen hinab und drei Stufen hinauf, und sie befanden sich in einer Grotte, wo ein Bett, ein Tisch und ein Leuchter standen. Alsbald bettete der Fremde den Toten auf das Ruhelager, legte den Finger auf den Mund und gebot Josua durch ein Zeichen, ihm zu folgen. Sie verließen den Raum schweigend, wie sie gekommen waren. Als Josua aber zurückblickte, sah er noch, wie die Kerze sich von selbst entzündete, und die Grotte sich langsam schloß. Voll Staunen folgte er dem Fremden, der schnell und immer schneller durch die Nacht voranschritt. Da hielt ihn Josua auf und fragte: „Rabbi, du nanntest dich einen Priester, wie durftest du dich an dem Toten entweihen?“ „Sei still,

Josua, mein Sohn!“ sagte der Fremde. „Dieser war einer, und kein anderer war neben ihm!“ Wie er das sagte, verschwand der Mann, und aus dem Dunkel ertönte eine Stimme: „Heil euch, ihr Liebenden! Heil euch, ihr Lernenden! Heil euch, ihr Gottesfürchtigen!“

Da sah Josua, daß es der Prophet Elia war und sank hin im Walde und weinte die ganze Nacht.

ACHER
ODER
DIE RESTE DER TUGEND

In Tiberias, am felsigen Ufer des Genezarethsees, lebte in den Zeiten des Kaisers Antoninus Pius der weise Elisa ben Abuja, gleich berühmt durch sein tiefes Forschen in der heiligen Lehre wie durch seinen makellosen und menschenfreundlichen Wandel. In seinem Lehrhause sammelte sich in jenen Tagen die ganze wißbegierige Jugend Judäas, und an seinem Tische aßen täglich zweihundert Arme. Als seine Frau starb, hatte sie ihm einen einzigen Sohn Hyrkanos hinterlassen, der ein Jüngling von vollendeter Schönheit und Anmut des Geistes war, und an dem der Vater mit unverhohlener Liebe hing. Unter seinen Schülern aber war keiner, dem er so viele Zeichen wahrhaft väterlicher Zuneigung entgegenbrachte, wie der damals noch junge Rabbi Meïr.

In den Zeiten, von denen wir reden, war Ben Abuja ein Mann von etwa fünfzig Jahren, und ein überaus starker und lebendiger Geist. Kein Wunder, daß er die zahllosen Schüler von fern und nah in seinen Bann zu ziehen und seine Schule bald zu einem Mittelpunkte der Gelehrsamkeit zu machen wußte. Ja, wie groß die Kraft und Gelehrsamkeit des Mannes war, geht daraus hervor, daß er sich Dinge gestatten durfte, die in jenen schlimmen Tagen als verpönt galten und gewiß keinem anderen als ihm verziehen worden wären. War es doch seit langem von ihm bekannt, daß er den Schriften der griechischen Weisheitslehrer eine mehr als gewöhnliche Aufmerksamkeit zuwandte, ja, daß sogar, wie man sich heimlich zuflüsterte, die griechischen Lieder aus

seinem Munde nicht wichen. Trotzdem überraschte es seine Schüler, als sie eines Tages sahen, daß der Weise seinen Sohn, statt ihn nach dem Brauche der Väter in die Lehrhäuser Israels zu schicken, nach Antiochia in eine griechische Schule tat. Diese Überraschung jedoch währte nicht lange, sondern wurde bald überholt durch den plötzlichen, offenen Abfall Ben Abujas vom Gesetze der Väter: An einem heiligen Sabbattage ritt der Weise hoch zu Roß durch die Straßen von Tiberias, wobei er sein Pferd mit griechischem Zuruf antrieb und spöttisch lächelnd auf die verstummende Menge herabsah.

Das ganze Land, so wird uns überliefert, erbrauste damals ob dieses Abfalls eines seiner größten Söhne. Wie Tauben vor einem Turmfalken fliehen, stoben die Schüler seines weltberühmten Lehrhauses auseinander, und es währte nicht lange, so saß Rabbi Elisa ben Abuja völlig vereinsamt in seiner Schule. Alle hatten ihn verlassen bis auf den jungen Meïr, der als letzter und einziger seiner Schüler zu seinen Füßen blieb. Ben Abuja selbst wurde im Volke seit diesem Tage nur noch „Acher", d. h. „der Andere", genannt, unter welchem Namen auch die jüdische Überlieferung sein dunkles Andenken bewahrte. Wie es aber kam, daß der durch seinen frommen und gläubigen Sinn nachmals so berühmt gewordene Rabbi Meïr damals als einziger bei dem Abtrünnigen ausgehalten hat, entzieht sich völlig unserer Kenntnis. Doch scheint es, und auch die nachfolgende Überlieferung mag es wohl beweisen, daß das junge, empfängliche Gemüt des Schülers durch das aufregende Erlebnis des geliebten Lehrers völlig gebannt und aufgesogen wurde, gleich als hätte sich in der Gestalt des gottlosen Weisen das Rätsel des Lebens selbst in seiner dunklen Schreckhaftigkeit vor ihm aufgerichtet. So blieb der junge Meïr zu den Füßen

Ben Abujas sitzen und teilte die große Einsamkeit mit ihm, von der die Wände des Lehrhauses doppelt hohl widertönten, wenn der Meister redete.

Viele Monde waren so vergangen, ohne daß sich irgend etwas verändert hatte. Acher lebte gegen das Gesetz, das er seinen Schüler lehrte, betete nicht mehr, fastete nicht mehr und verachtete den heiligen Brauch der Väter. An jedem Sabbat aber ritt Acher ins Freie hinaus, und Meïr lief neben ihm her. Wenn sie dann an die Sabbatgrenze kamen, sprach Acher lächelnd vom Pferd herab: „Hier ist die Grenze, Meïr, weiter darfst du nicht." Dann kehrte Meïr um, Acher aber ritt hinaus ins weite Land.

Eines fiel Meïr auf: Je abtrünniger der Meister sich zeigte. um so mehr wurden der Armen an seinem Tische. Und waren es früher zweihundert, so waren es jetzt Heere von Hungernden, die er um sich sammelte und speiste. Ja, es schien dem Schüler, als wenn ein Lächeln ganz besonderer Liebe und Milde die Züge des Meisters verklärte, das um so heller strahlte, je feindlicher ihm Blick und Zuruf der verletzten Menge folgten.

Eines Morgens saßen sie wieder im Lehrhause beisammen, und das große Schweigen kam über sie. Nachdem sie eine Zeit so gesessen, unterbrach Acher die Stille:

„Du siehst, Meïr, die ganze Welt hat sich von mir abgewandt. Warum bleibst du noch bei mir? Du wirst den Tadel der Welt erfahren."

Als der Schüler auf diese Anrede schwieg, blickte ihn der Lehrer verwundert an und fragte:

„Was grübelst du, Meïr?"

„Meister," antwortete dieser, „seit langem bewegt mich eine schwere Frage: Du hast Gott und sein Gesetz verlassen, Meister, aber du bliebst ein Vater der Armen und ein Hort

der Waisen und Witwen. So sehe ich einen tugendhaften Gottlosen in dir und frage mich: Wo nimmst du deine Tugend her, wenn du sie von Gott nicht nimmst und seinem heiligen Gesetz? Woher nimmst du das Lächeln deiner Liebe, da die Quellen des Gebetes dir versiegelt sind? Meister, die Welt ist mir schwer, seit ich deine Gottlosigkeit und Güte sah!"

Als Acher solche Worte hörte, sah er den Sprecher mit liebevollem Blicke an und sagte: „O Meïr, auch der weise Sokrates kannte kein Gesetz und kein Gebet und war doch gut!"

Beide schwiegen eine Weile, und es war totenstill im Haus. Endlich richtete Meïr seine Augen flehend auf den Lehrer und sagte leise: „Rabbi, kehr' um!"

Da stand Acher auf, verließ schweigend den Raum und trat auf die Gasse. Meïr folgte ihm. Als sie eine Weile stumm nebeneinander gegangen waren, begann Acher: „Höre, Meïr, die Einsamkeit ist zu schwer für uns beide. Ich habe Sehnsucht nach meinem alten Vater. Folge mir!"

Meïr horchte auf, hatte der Meister ihm bis dahin doch nie von seinem Vater gesprochen. Da er aber sah, daß Acher mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt war, fragte er nicht weiter, sondern folgte ihm schweigend. Der Weg führte aus der Stadt heraus, zwischen den Mauern der Weinberge hinauf, bis sie auf eine Ebene hinauskamen, die einen weiten Blick auf die fruchtbaren Felder bot. Es war die Zeit der Weizenernte, und von allen Seiten erscholl der frohe Sang der Schnitter. Als sie einige Stunden gegangen und durch manche Dörfer gekommen waren, sahen sie endlich von ferne ein einsames Gehöft liegen. Acher blieb stehen und überschattete mit der Hand die Augen. Gleich darauf ließ er einen frohen Ruf vernehmen, und als Meïr den Augen des Meisters folgte, sah

er von ferne in der Mitte von Knechten und Mägden einen ehrwürdigen Greis herankommen. Er trug eine Sichel wie die andern und war auf dem Wege zur Ernte. Es war der alte Abuja, und Acher begrüßte den Vater, dem er entgegengelaufen war, mit so viel Zeichen kindlicher Liebe und Ehrfurcht, daß der junge Meïr ganz ergriffen war. Der Alte segnete den Sohn, begrüßte auch den Schüler mit freundlichen Worten und lud beide ein, mit ihm den Tag auf dem Felde zu verbringen. Sie folgten den Knechten und Mägden und befanden sich bald mitten in der Arbeit auf dem Weizenfelde, wobei Meïr die Rüstigkeit des Greises bewunderte, der allen voran seine kräftige Sichel schwang. Noch mehr aber staunte er über die freudige Gier, mit der Acher hinter dem Vater gehend dessen sinkende Garben erraffte.

Um die Mittagszeit blickte der Alte nach der Sonne, sammelte die Seinen um sich und begann nach seiner Gewohnheit das Gebet zu sprechen. Acher stand dabei und bewegte die Lippen, sodaß Meïr sehr erstaunte und sich fragte, ob er denn wirklich bete oder nur aus zärtlicher Rücksicht auf den Vater so tat. Nach dem Gebet kam eine größere Schar armer Frauen und Kinder das hügelige Gelände herauf, und der Alte ging mit ihnen zur Ecke des Feldes, die ungeschnitten geblieben war und nach dem Gesetze Moses den Armen gehörte. Als die Armen sie für sich geerntet hatten, wurden sie unter den Schatten eines hohen Baumes geführt, wo sie mit Abuja und den Seinen das Mittagsmahl halten durften. Acher saß neben dem Vater und wurde nicht müde, die Erinnerungen seiner Kindheit wachzurufen, den Vater auszufragen, ob er noch gedenke, und die alten Hausgenossen zu beglücken mit der Erinnerung an entschwundene Zeit. Meïr verglich dabei im stillen Vater und Sohn, und indem er hörte und schwieg, bemerkte er in den Augen des Meisters

einen Fieberglanz der Erinnerung, der ihn seltsam erregte. Nach dem Mahle wurde wieder Gott gedankt für die Gabe des Brotes, wie es sich gehörte. Als die Armen sich darauf verabschieden wollten, verteilte Acher zuvor reiche Almosen unter sie, wobei er sich an ihren Ausrufen und freudigen Dankbezeugungen von Herzen ergötzte. Aber schon forderte die Tagesstunde ihre Pflicht, und die Ernte ging fort, bis die Sonne zur Rüste kam. Mitarbeitend, mitgenießend, mitbetend konnte der junge Meïr seine Augen nicht von dem wunderschönen Bilde des anmutigen Greises lassen und spürte mit immer größerem Entzücken Würde und Glück so frommen und arbeitsamen Lebens, wie es heißt: „So du die Mühsal deiner Hände issest, Heil dir, so geht dir's wohl!"

Als der Abend kam, nahmen Acher und sein Schüler von dem alten Abuja Abschied. Wieder legte der Alte dem Sohne segnend die Hände auf, und Meïr stiegen die Tränen in die Augen, als er an des Tages schönem Ende gedachte, was gestern war und morgen wieder sein würde, wenn das einsame Lernen von neuem begann. Als der alte Abuja ihm daher zum Abschied die Hand reichte und bat: „Sage mir ein gutes Wort, junger Meister, damit ich mich deiner erinnere!" war er sehr erregt und konnte sich zuerst nicht fassen. Plötzlich aber erfüllte den Jüngling eine hohe Freude, er blickte mit glänzenden Augen vom Vater auf den Sohn und vom Sohn auf den Vater, und ganz aus einem ersten und reinen Gefühle rief er aus: „Ich danke dir, Vater Abuja, daß du mich in deinem Sohne die Reste deiner Jugend hast genießen lassen!"

Als Acher solche Worte hörte, blickte er einen Augenblick auf, dann wandte er sich schnell und ging, ohne ein Wort zu sagen, den Feldweg hinab. Da riß auch Meïr sich von dem Alten los und folgte, sich noch oftmals umsehend,

dem Lehrer. Schweigend schritten sie beide zwischen den wogenden Saaten, und die sinkende Sonne beschien sie. Meïr merkte wohl, daß der Lehrer ihm grollte, aber er war noch zu freudevoll ob der Fülle des Erlebten, als daß er seine Worte hätte bereuen mögen. Vielmehr heftete er seine Schritte eng an die des Lehrers, und als ihm das Schweigen unerträglich wurde, bat er leise zum zweiten Male: „Rabbi, kehr' um!" Der aber beschleunigte nur seine Schritte und tat, als hörte er nicht. Endlich seufzte er, blieb stehen und sprach: „Es hilft nichts, ich muß schnell zu meinem Sohne. Wir wollen uns noch heute Nacht einen Esel nehmen und gen Antiochia ziehen!"

Wie sie weitergingen, kamen sie an einem Weiher vorbei, wo sich ihnen ein liebliches Abendbild bot: Am Ufer lagerte mit seiner Herde ein Hirt und schnitzte an einem Holunderstab. Mitten auf dem Wasser aber saß in einem Nachen ein braunes nacktes Kind. Offenbar hatte es sich den Nachen vom Ufer losgebunden, und da ein Bach durch den Weiher floß, war das Boot in die Strömung geraten und glitt langsam dahin. „Sieh, Vater, ich rudere!" schrie das Kind und schlug das Wasser mit einem leichten Blütenzweig. Da sprang der Hirt auf und lief ängstlich hin und her, denn er fürchtete, das Kind möchte durch die Strömung in den Bach getrieben werden, der an seiner Ausgangsstelle einen zwar nur kleinen, aber reißenden Absturz hatte. „Ich rudere! Ich rudere!" rief das Kind immer wieder und kümmerte sich nicht um die Zurufe des Vaters, der schließlich, wie er war, in den Weiher springen mußte, um im letzten Augenblick den Nachen abzufangen und, halb scheltend, halb lachend, ans Ufer zu ziehen. Bald sah man ihn mit dem nackten Kinde auf dem Arm in der untergehenden Sonne davonschreiten.

Traurig sah Acher auf den stillen Wasserspiegel, der zurückblieb, während der Schüler mit freudigen Augen den beiden nachschaute, bis sie verschwunden waren. „O Meïr," seufzte der Meister endlich, „was habe ich dir getan, daß du mir meine Tugend streitig machst?" Da antwortete jener: „Meister, hast du den Nachen gesehen und den Hirten und das Kind?" Und ohne eine Erwiderung abzuwarten, fügte er hinzu: „Was wir sahen, Meister, war ein Gleichnis."

Acher ging weiter. Sie waren nicht mehr fern von der Stadt, als sie den Lärm eines Volkshaufens hörten, der ihnen entgegenkam. Hinter einer Biegung des Weges trafen sie vor der Tür eines alten Bethauses einen Schuldherrn, der durch seinen Sohn und seine Knechte einen jungen Menschen abführen ließ. Ein armes Weib klammerte sich an den Jüngling und wollte den Knechten wehren. Der Schuldherr hieß sie vor der Tür des Bethauses mit dem Gefangenen warten und betrat das Heiligtum, um sein Abendgebet zu verrichten. In der Zwischenzeit erfuhren Acher und Meïr, daß das Weib, eine arme Witwe, dem Wucherer, der drinnen betete, verschuldet war, und deshalb ihr Sohn jetzt in die Schuldknechtschaft abgeführt werden sollte.

„Wie groß ist deine Schuld?" fragte Acher die Witwe, und als er die Summe erfuhr, zog er seinen Beutel und zahlte sie vor Zeugen dem Sohn des Wucherers aus. Als der aus dem Bethause kam und erfuhr, was geschehen war, riß er dem Sohne das Geld aus der Hand. „Gott ist groß," schrie er, „weil ich fromm war, hat er mir diesen geschickt, daß ich zu meinem Gelde käme!" Der Sohn aber stand dabei und blickte böse auf den Vater.

Da lachte Acher, schlug dem Wucherer auf die Schulter, daß er zusammenknickte, und rief, nicht ohne einen bitteren Seitenblick auf Meïr zu tun: „Nimm die Reste deiner Tugend,

Mensch, und füttere deinen Gott damit, ich will mit meinen Resten zu den Menschen gehen!“ Darauf leerte er seinen Beutel bis auf den letzten Rest, warf die Münzen unter die Menge und ging seiner Wege.

Als er den Pfad zwischen den Weinbergen hinabstieg, um die Stadt zu erreichen, begann schon die Nacht die Hügel zu umschatten. Wie nun Meïr dem immer eiliger Voranschreitenden folgte und sein Keuchen vernahm, wurde er von einer unerklärlichen Angst ergriffen, die ihn den Meister am Mantel fassen ließ: „Rabbi, kehr' um!“ rief er. Der aber riß sich los, daß der Mantel in Meïrs Händen blieb. Stöhnend sprang Acher im Dunkel die Stufen der Weinberge hinab, angstvoll folgte ihm der Schüler.

Rabbi Meïr konnte noch, als er schon als Greis in seinem Lehrhause saß, von den Schaudern dieser nächtlichen Heimkehr nicht erzählen, ohne Tränen zu vergießen und auf seine grauen Haare zu weisen, die er am Morgen jener Nacht zum ersten Male auf seinem Haupte fand. Als sie sich dem Lehrhause näherten, kam ihnen in der Finsternis ein Zug mit Fackeln entgegen. Männer trugen eine Bahre und murmelten Gebete. Zitternd und atemlos blieb Meïr stehen, indes der Meister weiterlief. Dann hörte er plötzlich aus einiger Entfernung den Schrei Achers, der sich schmerzerfüllt über die Bahre warf, die den Leichnam seines einzigen Sohnes trug.

Man hatte sie ihm drei Tagereisen weit von Antiochia gebracht, und nun saßen Meister und Schüler allein im verödeten Lehrhause und hielten beim Scheine der einsamen Totenlampe die nächtliche Wacht. Sie schwiegen lange. Um die Mitternacht fing der Meister zu reden an:

„Was war das für ein Gleichnis mit dem Kind im Nachen?“

Die Frage war an Meïr gerichtet, und doch war es, als spräche Acher in der Stille der Nacht zu sich selbst.

„Das Kind glaubte zu rudern," sagte Meïr, „und doch war es nur die Strömung, die den Nachen trieb. So schlagen wir Menschen gar oft mit leerer Rute die Lebensflut und jubeln laut, wenn unser Nachen treibt. Der Strom der Liebe trägt uns immer noch, wenn das Ruder der Gottesfurcht längst zerbrochen ist."

Meïr schwieg eine Weile, als warte er auf Antwort. Dann legte er seine Hand auf die Hand Achers: „Rabbi, kehr' um!"

„Ich kann nicht!" stöhnte Acher und ließ das Haupt noch tiefer auf die Knie sinken. So saßen sie lange, bis ein herannahender Lärm von der Straße sie erweckte. Man hörte Drohungen, Schreie, und Fackellicht erhellte die Gasse. Meïr lehnte sich zum Fenster hinaus, gleich darauf taumelte er bleich zurück und mußte sich an die Wand lehnen, so ergriff ihn, was er gesehen hatte.

„O Rabbi, der Sohn des Schuldherrn prügelt seinen Vater auf der Straße und schreit um Geld."

„Das ist der Rest vom Reste, Meïr," sprach weinend der Meister, „jetzt mußt du mir den letzten Brief meines Sohnes lesen, der mit seiner Leiche kam, damit ich auch diesen Rest vom Reste höre. Meine Seele ist müde zum Tode." Damit reichte er ihm eine versiegelte Briefrolle, die Meïr zitternd nahm.

Der Lärm der Straße war vorüber, der Meister war stiller geworden, Totenruhe herrschte, als Meïr die Rolle löste und in griechischer Sprache las:

„Wenn du diese Worte liest, mein Vater, wirst du an meiner Leiche sitzen. Da ich sie schreibe, steht ein Becher mit Gift neben mir, den ich trinken werde, wenn der Brief geschlossen und versiegelt ist.

Ich habe die Schriften der Griechen studiert, wie du wolltest, und habe aus ihnen erkannt, daß das Leben sinn-

los ist. Ich habe auch das Leben genossen, und wo ich es genoß, war es schal und leer. Liebe ist sinnlos, und Güte ist sinnlos, und daß alles so sinnlos ist, auch das ist sinnlos. Ich kann dieses Leben nicht mehr ertragen, es ist mir in der Seele zuwider.

Vielleicht, Vater, wäre es besser gewesen, du hättest mich zum Vater Abuja in die Berge geschickt statt nach Antiochia. Dann hätte ich wenigstens eine Erinnerung gehabt, wo ich jetzt noch nicht einmal die Erinnerung einer Erinnerung habe. Du hast sie noch, und sie gab deiner Liebe den Sinn. Mir ist alle Erinnerung alt geworden, so alterte ich selber, und mein Leben verlor seinen Sinn.

Denke über das alles nicht nach, mein Vater, sondern lebe wohl und vergib mir den Schmerz, den ich dir bereite. Grüße auch den Vater Abuja in den Bergen, daß auch er mir vergebe nach der Frommheit seiner Seele."

Als Meïr den Brief zu Ende gelesen hatte, sah er, daß Acher zurückgesunken war. Er beugte sich über ihn und erkannte, daß er vom Schlage gerührt war und sich nicht mehr bewegen konnte, obwohl er noch lebte.

Da kniete Meïr neben dem Sterbenden, bettete sein Haupt in seinem Schoße und fing zu weinen an: „Kehr' um, mein Vater, es ist noch Zeit!" Acher konnte nicht mehr reden, seine Zunge war gebrochen. Meïr saß die ganze Nacht bei ihm und hielt das Haupt des geliebten Lehrers umfangen. Als die Morgenröte ins Fenster schien, zuckte der Leib des Sterbenden, und Meïr sah, daß Acher weinte, als er starb. Da jauchzte seine Seele vor Freuden hoch auf, denn er hatte erkannt, daß der Weise als ein Reuiger zu seinen Vätern eingegangen war.

Am Morgen versammelten sich auf den Ruf Meïrs alle früheren Schüler Achers im Lehrhause und trugen den

Weisen und seinen Sohn zu Grabe. Auch folgten unzählige Arme weinend dem Leichenzuge. Rabbi Meïr aber hielt ihnen beiden die Leichenrede mit den Worten:

„Zwei Dinge nehmen zu, wenn sie beieinander sind, und ab, wenn sie auseinander sind: Gottesfurcht und Menschenliebe. Wer Gottesfurcht hat, aber keine Menschenliebe, der ist noch gut, aber seine Güte nimmt ab. Wer Menschenliebe hat, aber keine Gottesfurcht, der ist noch nicht böse, aber seine Bosheit nimmt zu. Wer aber Menschenliebe hat und Gottesfurcht dabei, der ist gut, und seine Güte nimmt immer noch zu."

DIE EMPÖRUNG DES BAUMES

Als Rabbi Simon bar Jochai die Höhle verließ, in der er dreizehn Jahre lang den Menschen fern und fremd ihrem Hassen und Lieben gelebt, begab er sich nach seiner Heimat Thekoa im galiläischen Bergland, die auch genannt wird die Stadt der Orangenbäume. Seine Haut war geschwärzt, seine Haare gelb und seine Augen brennend geworden. Als ein wunderlicher Fremder hielt Rabbi Simon seinen Einzug in Thekoa.

Sein Weib war schon lange gestorben, aber den Sohn, den er einst auf der Flucht vor den Römern als einen Säugling verlassen hatte, fand er als Dreizehnjährigen bei Bauersleuten wieder, die ihn um Gottes Barmherzigkeit willen bei sich aufgezogen hatten. Er nahm den Knaben zu sich und, da ihm ein kleines Haus als Erbteil geblieben war, zog er da hinein und widmete sich mit aller Kraft dem Studium der heiligen Lehre, wie es heißt: „Du sollst darüber sinnen Tag und Nacht."

Nun stand vor dem Hause des Weisen ein Orangenbaum, und es ward die Zeit der ersten Blüte, als der Rabbi eines Morgens mit seinem Knaben am Fenster saß, um den dunklen Gang durch den Berg des Gesetzes zu gehen. Die Stimme des Lehrers klang wie von weither, und mit jenem müden Singsang nach der Gewohnheit des Lernenden bohrte sie sich tief und tiefer in die Gründe des Gesetzes ein. Der Knabe aber, der eben erst von seinem freien Bauernhof gekommen und der singenden Versenkung noch gänzlich ungewohnt war, blickte starr auf den Baum vor dem Fenster, von dessen

erster, halb aufgebrochener Blüte ein milder Duft mit der Frische des Frühlings herüberzog. Während er sprach, hielt der Lehrer die Augen geschlossen und wiegte auf eine sonderbare Weise den Kopf hin und her. In seiner Höhle hatte er so jahrelang mit sich allein im Halbdunkel gesessen, hatte den Blick nach innen gekehrt und die große Einsamkeit in seinem Haupte zu wiegen gelernt. Den Knaben schläferte ob dieser lernenden Weise, aber die Wonne der jungen Natur umschmeichelte ihn, und plötzlich erwachte er zur vollen Schönheit dessen, was er sah. Da durchzuckte ihn die Freude Gottes auf seine Weise, und, während der Vater unter ihm weg mit geschlossenen Augen seiner Lehre genoß, rief das Kind plötzlich unvermutet und überwältigt aus: „Vater, wie schön ist dieser Baum!"

Dieses Wort riß dem weisen Rabbi Simon Kopf und Augen zurück, er sah den Sohn als Kind einer anderen Welt vor sich sitzen, und, ob er sich nun verwirrt oder betrogen fühlte, furchtbar erhob sich seine Stimme, als er dem Knaben zurief: „Wer da lernt und spricht: Wie schön ist dieser Baum, der hat seine Seele verloren und ist des Todes!" Da fing der Knabe zu weinen an und weinte so stark und unaufhörlich, daß der strenge Mann in eine tiefe Verwirrung geriet und schließlich gar von einer sonderbaren Unruhe befallen wurde, als er sah, daß in den Blättern des Baumes mit einem Male der Abendwind zu spielen begann.

Als die Nacht gekommen war, wurde dem dunklen Höhlenmann noch wunderlicher zumute. Wie oft hatte er in seiner Schlucht beim heiligen Studium die Nächte durchwacht, und das tiefe Brausen des Waldes hatte ihn nur ruhig gemacht, die geheimen Wege seines Denkens zu gehen. Jetzt war kein Laut draußen vernehmbar, und doch konnte er seine Gedanken nicht sammeln, denn immerfort lag ihm das heftige

Weinen seines Kindes im Sinn. Dabei war es dem Aufhorchenden oft, als wartete etwas vor der Tür und begehrte Einlaß. Manchmal glaubte er sogar ein Klopfen zu vernehmen. Inmitten dieser beängstigenden Stille fing er schließlich im Hause zu wandern an, und wanderte, bis die Ampel erlosch und die Frühe zu ihm ins Fenster stieg.

Am Morgen zeigte es sich, was in der Nacht sich vor seiner Tür bereitet hatte. Der Orangenbaum stand in voller Blüte und sandte einen berauschenden Duft in die durchsonnten Lüfte. Die Vögel schrien vor Freude und durchschwirrten den Raum mit ihren glücklichen kleinen Leibern. Übernächtig hatte Rabbi Simon sich vom Lager erhoben, jetzt saß er im Fenster und hielt die heilige Rolle auf seinen Knien. Wie der Knabe nun sah, daß er wieder dem Baume gegenüber lernen sollte, erblaßte er und schlug seine bittenden Augen zum Vater auf. Da er aber der harten Worte von gestern gedachte, schwieg er wohl und setzte sich nur zitternd neben den Alten, der seiner kaum zu achten schien und mit finsteren Brauen begann. Aufgeregt zwang sich das Kind zum Lauschen. Da es aber zitterte und horchte, stahl sich an sein Ohr ein anderer Klang. Um den Wipfel des Baumes hatte das summende Spiel der Bienen begonnnen. Sie taumelten in einer Wolke um die Blüte des Baumes, und in immer neuen Angriffen auf seine Pracht und Fülle rauschte das Heer der kleinen Krieger durch die klingende Luft. Als der Knabe das sah, blickte er verstohlen auf den Vater, der aber sang düster seiner Unterweisung vor sich hin und hielt nach seiner Weise die Augen geschlossen. Da schloß auch der Knabe die Augen und merkte nun erst, wie gewaltig das Summen der Bienen war. Plötzlich wurde er durch eine heftige Bewegung neben sich geweckt, und wie er aufblickte, sah er, daß der Vater von einer Biene gestochen worden war.

Stumm saß der Weise über seine schwellende Hand gebeugt, seine Blicke aber waren drohend auf den Baum gerichtet. Da verwunderte sich das Kind und saß mit klopfendem Herzen.

In dieser Nacht lag Rabbi Simon stöhnend auf seinem Bette, denn es plagte ihn heftiger Schmerz. Ganz aufgewühlt aber hatte ihn der Gedanke an den Baum, der diesmal mit seinem Dufte das ganze Haus schien ersticken zu wollen. Beängstigend zog es durch die schwülen Mauern, Glühwürmchen schossen in großer Zahl durchs offene Fenster herein und erloschen, indes immer neue sich zum Lager Rabbi Simons verwirrten. Es war ihm, als hätte ein bitterer Kampf zwischen ihm und dem Baume begonnen, den es durchzufechten galt. Wie betäubt von dem Dufte lag er da und konnte sich nicht erheben.

Nun hatte der Baum ein Liebespärchen angelockt, das flüsternd und mit verliebtem Kichern unter dem Fenster des wachenden Rabbis stand und nicht ahnte, daß es nur im Dienste des empörten Baumes mit seiner goldenen Torheit nach der Wahrheit des Weisen schlug. Lange lag dieser stumm im Dunkeln und horchte grollend auf das Treiben unter seinem Fenster. Als er aber die Zweige des Orangenbaumes knacken hörte und daran merkte, daß der übermütige Jüngling das Gesetz der Lehre übertretend seinem Mädchen einen blühenden Ast vom Baum brach, erhob er sich und trat so plötzlich und ergrimmt vor die Tür seines Hauses, daß das aufgeschreckte Paar in die Nacht entwich.

Wie Rabbi Simon nun so allein mit dem Baume in der Mitternacht stand, fing er zu reden an. Erst nahm er den sündhaft gebrochenen Blütenzweig auf, den das Pärchen auf seiner Flucht hinterlassen hatte, betrachtete ihn, schüttelte mehrmals den Kopf und fing schließlich zu reden an.

Das war nicht gar so merkwürdig bei dem Manne, der jahrelang in seiner Höhle gelebt und es gelernt hatte, mit den Steinen und Pflanzen, den Vögeln und Bäumen laute Zwiesprache zu halten. Und doch war es ein ganz wunderlicher Heiliger, der sich in jener Nacht draußen auf den Boden hockte, den Baum als verstockten Schüler vor sich stehen ließ und ihn mitternächtlich mit Fragen bestürmte. Dabei wiegte er den Oberkörper auf und nieder, breitete erklärend die Hände aus und sprach mit großer Gewalt: „Höre mir zu, Baum," sagte er, „sieh den Blütenzweig in meiner Hand und höre mir gut zu! Weißt du nicht, daß du unter dem Gesetze der Thora stehst? Hat dein Vater nicht schon in Eden gestanden und unseren Eltern seine Frucht gereicht? Und weißt du nicht, daß geschrieben steht: Du sollst den Fruchtbaum nicht verderben, daß du mit Äxten gegen ihn gehst? Und heißt es nicht weiter: Ist denn ein Mensch der Baum, daß du gegen ihn streitest?" — Hier machte der aufgeregte Sonderling eine Pause, als wollte er eine Antwort des Baumes abwarten. Der aber schwieg, und so fuhr der Rabbi lauter und zorniger fort: „Oder meinst du, Baum, daß es wichtiger sei, die Liebenden zu locken in der Nacht? Aber steht nicht wiederum geschrieben: Du sollst dem Blinden keinen Fallstrick legen? Und wie meinst du, he? Ist es wohl etwas anderes mit deinem Dufte, Baum? Hat er den Knaben nicht gelockt, deine Blüte zu brechen? Und wenn es wieder so ist, wie du doch nicht leugnen kannst, Baum, warum empörst du dich dann?"

Mit so vielen und aufgeregten Worten sprach in jener Nacht Rabbi Simon zum Baume. Aber da war keine Stimme und kein Laut, und der Baum schwieg in die Nacht hinein und regte kein Blatt. Rabbi Simon aber triumphierte in seinem Herzen. Er hatte den Baum unter das Gesetz der

Thora gestellt, die da auch ein Baum ist, wie es heißt: Ein Baum des Lebens ist sie denen, die an ihr festhalten. Da wurde er sichtlich ruhiger, ging in sein Haus und nahm sich vor, nicht mehr an den Baum zu denken und durchaus nicht mehr des beengenden Duftes zu achten, der ihm ins nächtliche Fenster strömte. Kaum aber hatte er sich gelegt und wollte eben entschlummern, als die Nachtigall draußen im Baume so wild und übermächtig zu schlagen begann, daß es nun erst recht mit seiner Ruhe nichts war. Es schien, als wollte der Orangenbaum mit dem Lebensbaum der Thora nicht am gleichen Wasser stehen und hätte seiner dunklen Tochter geboten, mit ihrem irdischen Schluchzen gegen die Himmelsstimme der heiligen Lehre anzugehen. Als der Rabbi schließlich dennoch entschlummerte, wuchs ihm das verzauberte Wesen des Baumes in seine Träume nach und peitschte ihn mit seinen Blütenzweigen gegen einen schweren dämmernden Morgen hin.

Als er erwachte, hörte er unter seinem Fenster ein merkwürdiges Tosen und Brausen. Im Halbschlummer vermeinte er den Baum zu hören, und in dem Brausen die Stimme der Bienen, der Liebenden und der Nachtigall zu unterscheiden, das ihm nichts, als ein einziges großes Rufen des Baumes erschien, der mit ihm rang. Dazwischen hörte er seinen Knaben deutlich „Vater! Vater!“ rufen, davon erwachte er völlig und merkte nun, daß eine große Volksmenge vor seinem Fenster auf und nieder wogte. Inzwischen erschien der Knabe und berichtete weinend und außer Atem, daß man ihn draußen mit Scheltreden davongejagt und Drohworte gegen den Vater ausgestoßen habe, in dessen Hausbereich der Baum seine Wurzeln hatte.

Ein Blick aus dem Fenster überzeugte den Rabbi, daß er sich einem wirklichen Wunder gegenübersah. Er erschrak.

Wahrhaftig, so hatte in diesem Tale noch nie ein Orangenbaum geblüht. Über der dunklen, aufgeregten Menge, die sich versammelt hatte, schwebte seine Blüte wie ein riesenhafter weißer Menschenleib.

Es war ein rasendes Blühen, und der Rabbi verstand mit einem Male, warum das Volk da unten so schrie. Finster blickte er auf diese Menschen hinab, die das Außergewöhnliche nicht sehen konnten, ohne sogleich irgendeinen Aberglauben daran zu hängen. Er schaute in ihre verzerrten Gesichter und sah, daß es nicht das Wunder des Baumes, sondern ein Teufelsschrecken war, der sie besessen machte. Und plötzlich sah er: — sie gruben. Mit Schaufel und Hacke legten sie schreiend die Wurzel des Baumes bloß und wühlten mit einer Gewalt, als würde man dort in der Tiefe nicht nur dem Geheimnis dieser Blüte, sondern auch irgendeinem Schauder und Verbrechen auf die Spur kommen können.

Als Rabbi Simon bar Jochai das bemerkte, schwoll ihm die Zornader auf der Stirn, und er hub grimmig in seinem Herzen zu reden an: „O du Baum," sprach er, „antwortest du mir so? Wohl, du wecktest die Meute, aber nun ist sie da, und du kannst ihr schon nicht mehr gebieten. Wohl, sie sollten bellen gegen mich, aber nun beißen sie schon in deine Wurzel, und ich sehe es, schon zittert der Stamm dir und jeder Zweig und jede Blüte zittert. Ei, du Empörer, wie fingst du dich!" So sprach Rabbi Simon. Dann wandte er sich zur Stiege und gebot dem Knaben zu folgen. Der aber hielt ihn zitternd fest, denn todbringend und immer mörderischer schwollen vor dem Hause die Rufe gegen den Weisen. Da wandte sich Rabbi Simon totenblaß um und sah den Sohn mit einem Blicke an, der nichts anderes als der Blick eines Heiligen war und vor dem das Kind im Tiefsten erbebte. Leicht legte der Vater ihm die Hand auf

den Scheitel, und seine Stimme umschleierte sich und wurde fast unhörbar, als er sprach: „Mein Kind, ich habe einen heimlichen Rechtsstreit mit dem Baume, den du lobtest. Der Tag des Gerichts ist da und meine Seele ist sehr gespalten in mir. Aber laß mich gehen, mein Kind, und folge mir!“ Damit stieß er die Tür seines Hauses auf und trat unter die Menge, aufrecht und fest. In diesem Augenblick erlebte Rabbi Simon alles, was ein Sterbender erleben kann. Denn noch hatte er nicht den ersten Schritt gegen das Volk getan, als ein einziger tobender Schrei ihm aus dessen Mitte entgegenscholl. Er wußte, dieser Schrei galt ihm, und es war der Schrei des empörten Baumes, der ihn als Opfer verlangte.

„Grabt nicht!“ rief der Rabbi. „Nicht ein Mensch ist der Baum, daß ihr gegen ihn streitet!“ Aber die Menschen, die im Bannkreis des wahnwitzigen Baumes standen, hörten schon nicht mehr, sondern tobten und schrien: „Was ist dem Baume, wir wollen wissen, was dem Baume ist? Was hast du dem Baume getan?“ Und sie drängten den Meister gegen die Wand seines Hauses, reckten die Fäuste gegen ihn und schrien und rissen an seinem Gewande. Mit einem Male ließen sie ab von ihm. Als er nämlich, sich zu schützen, seine Hände vor sich hielt, kam über die Menge her ein Stein geflogen, und traf ihn so unglücklich gegen die Stirn, daß er taumelte und zu Boden sank. Der schrille Schrei des entsetzten Kindes und der Anblick des Blutes ernüchterte die Menge. Eine Stille trat ein. Dann fingen sie unzufrieden und abgekühlt zu brummen an, und da überdies ein feiner Regen zu fallen begonnen hatte, löste sich erst der eine vom Haufen, dann der andere, und es währte nicht lange, so hatte sich der ganze Haufen verlaufen, und der Knabe konnte dem wankenden Vater aufhelfen und ihm im Hause die Wunde kühlen, bis er entschlummerte.

In der Nacht erwachte Rabbi Simon aus bleiernem Schlafe und, während nichts im Hause sich regte, stand er auf und trat vor seine Tür. Da lag die Welt, ein ungeheurer Riese, da und atmete den schweren Dunst des warmen Bodens in die mondhelle Nacht. Und wie eine reife Frucht in der Hand des Riesen lag der verzauberte Baum und bot sich dem Meister an. Der aber lehnte seine schmerzende Stirn gegen den Stamm und stöhnte:

„Baum! Baum! Willst du die Welt verderben? Warum streitest du gegen mich mit deinen Scharen, weil ich deiner Schönheit nicht achtete? Höre mich, Baum: Hoch über allen Bäumen des Waldes schwebt der Baum des Lebens, der sich Thora nennt. Wo warst du, Baum, als die Grundfesten der Erde gelegt und die Tiefen des Meeres ausgemessen wurden? Siehst du, sie war dabei, und in ihrem Schatten wurde die Welt geschaffen. Wäre ihr Gesetz nicht gewesen und hätte ich selbst nicht meine Stirn dem Steine geboten um ihr Gesetz, so lägest du heute gefällt mit verdorrenden Wurzeln. So birg dich in ihrem Schatten, daß nicht Feuer ausgehe vom Lebensbaum und dich und die Welt verbrenne! Weiche mir, Baum, weiche mir und verdirb mir meine Welt nicht mehr!“

So sprach Rabbi Simon unter der Blüte des Orangenbaumes. Dann aber sank er zu Boden und weinte in seine Wurzeln die halbe Nacht, denn er fühlte wohl, daß er dem Baume etwas abzubitten hatte.

Als er erwachte, lag er im Morgentau, und sein Leib war mit Blütenschnee bedeckt. Ein Wind hatte über Nacht geweht, ein Regen war gefallen, die ganze Erde war weiß, aber der Baum stand kahl. Als Rabbi Simon das sah, atmete er tief auf wie einer, der eine große Anstrengung hinter sich hat. Dann erhob er sich, ehe noch ein Mensch den

anderen erkennen konnte, schüttelte die Blütenblätter ab und ging in sein Haus.

Als die Sonne aufging, kamen die Menschen, um nach dem Baume zu sehen, und lachten, als sie nichts mehr sahen als einen einfachen Orangenbaum. Rabbi Simon aber lag hingestreckt auf seinem Lager und bebte vor Glück. In dieser Nacht schlief er nicht mehr. Er hörte, wie die frühen Menschen vor seinem Fenster den Baum beschwatzten, und lag selig seines Geheimnisses mit ihm. Dann aber stand er auf, weckte seinen Knaben und führte ihn in den Morgen hinaus. Dort zeigte er ihm die Fruchtknötchen, die der Baum über Nacht angesetzt hatte, und da das Kind mit glücklichen Augen des Wachstums staunte, sprach er lächelnd zu ihm: „Wie schön, mein Knabe, ist dieser Baum!“

Dann aber gingen sie beide ins Haus zurück und der Rabbi entfaltete mit reinen Händen die heilige Lehre. Als er aber zu lernen begann, war es dem Knaben, als leuchtete das Angesicht seines Vaters von einem überirdischen Lichte. Da vergaß das Kind den Baum und fing mit heiligem Eifer zu lernen an.

DIE FREMDEN JAHRE

Wenn je ein Mensch sein Leben dem Bruder zum Opfer brachte, so haben die Geschlechter aller Zeiten gewetteifert, den Namen solches Heiligen dem Gedächtnis der Bücher einzuverleiben. Unbeachtet und vergessen blieb aber gewöhnlich Name und Schicksal desjenigen, der ein solches Opfer zu empfangen verurteilt war. Hier soll von einem solchen erzählt werden, der das Lebensopfer des anderen nicht anders zu beantworten wußte, als indem er dem eigenen Leben entsagte, um nun die empfangenen fremden Jahre zu leben und auf diese Weise Gott und die Welt an sich doppelt zu erfahren. Es ist eine dunkle Überlieferung, der wir hier folgen. Sie läuft in gewissen Gegenden Polens noch heute von Mund zu Munde, man findet sie auch wohl kurz und bündig in einigen alten Büchern wiedererzählt, richtig sie niederzuschreiben aber hat noch keiner gewagt. So unternehmen wir es heute, der alten, verborgenen Quelle nachzugehen, das Echte und Wahre von den offenbaren Zutaten späteren Aberglaubens zu scheiden und den Kindern unserer Zeit durch einen beglaubigten Bericht, wie der folgende ist, klarzumachen, was es mit jenem tiefsinnigen Worte unserer Weisen für eine Bewandtnis hat, man solle Gott mit seinen beiden Trieben dienen, dem guten und dem bösen dazu.

In den Tagen Poniatowskis, als unter den Juden Polens noch die Vierländersynode Bannflüche schleuderte und die Ungefügen mit schweren Strafen an Leib und Gute belegte, lebte in Dobrze, einem kleinen Städtchen Wolhyniens

zwischen Zamocz und Wladimir, ein Rabbi, der im Volk allgemein Reb Eilje genannt wurde, mit seinem vollen Namen aber Reb Eilje Sußmann hieß. Er war ein hoher, schwarzbärtiger Mann von vierzig Jahren mit harten Augen unter einer klaren Stirn. Trotzdem sah man ihm an, daß er mancherlei Not des Lebens an sich erfahren hatte. Er war zweimal verheiratet gewesen, beide Male kinderlos, und es schien ihn zu quälen, daß er nun so allein und ohne Leibeserben unter den Menschen wandelte. Ein drittes Mal wollte er es nicht mit einem Weibe versuchen, sondern lebte nun einsam und verhärtet in seinem Hause, war streng zu den Leuten, aber noch strenger zu sich selbst, also daß ihn die Leute ebenso fürchteten wie ehrten. Nur ein armer Bocher[1], der Lange Schmelke[2] genannt, lebte in seiner Gesellschaft, teilte des Tages seinen kargen Tisch und bis tief in die Nacht die schweren Stunden des Lernens mit ihm. Dem schauten aus dem blassen Gesicht recht schwermütige Augen in die Welt hinein, die manchmal sogar ängstlich wurden, als könnte ihm bei all dem Studieren über den dicken, schweren Büchern irgendein schöner Anteil an dieser Welt verloren gehen, ohne daß er es merkte.

Nun wohnte in derselben Gasse gegenüber dem Rabbi ein armer Schulklopfer mit seiner einzigen Tochter Chane Mirel. Das war eine zierliche Jungfrau von sechzehn Jahren, der Gott einen gar lieben Sinn geschenkt hatte, also daß jedermann Freude hatte an dem Kinde. Wie es denn nicht viel Freude in der Gasse gab. Die Jahre kamen und gingen und gingen und kamen, und das Joch der Thora war schwer, und der Rabbi tat nichts, es leichter zu machen, sondern plagte die Leute vom Morgen bis zum Abend mit allerhand

[1] Jünger.
[2] Schmelke = Samuel.

Pein und Strengheit des Gehorsams, den er verlangte. Sang da einmal eins in der Gasse, so erschraken die Leute und schauten zum Fenster des Rabbis hinüber, ob sich nichts regte. Und erst, wenn es dort still blieb, atmeten sie auf und lauschten, als meldete sich in dem Sange eine bessere Welt, die sie vor langen Zeiten verlassen hatten und der sie sich kaum noch zu erinnern wagten. Ein solcher Singvogel war Chane Mirel. Während der Vater mit seinem hölzernen Hammer zu halber Nacht durch die Gassen schlürfte und die Juden aus dem Schlafe klopfte, daß sie eilten, Gott zu lobpreisen in der Frühe, tönten allezeit die Wände seines Hauses von den bald frohen, bald schwermütigen Weisen des Volkes wieder, die die Tochter sang.

An einem Frühlingsabend, als die Dämmerung gekommen ist, steht Chane Mirel an ihrem Fenster und schaut den Wolken nach, wie sie dem roten Abend folgen. Und siehe, da überkommt es sie zum ersten Male, daß sie ein Weib geworden ist. Sie sieht den Wolken nach und wird bang und sehnt sich und weiß nicht, wonach sie sich sehnt, und je dunkler es wird, um so banger wird ihr, und die jungen Tränen steigen ihr hoch. Drüben hat schon der Raw[1] mit seinem Bocher die Kerze entzündet und sitzt über den Büchern, und Chane Mirel sieht durchs Fenster, wie Schmelke, der Bocher, so schwer sein Haupt stützt und einen Augenblick ganz melancholisch über sein Buch hinweg ins Leere träumt und wie traurig das alles ist. Da sucht sie sich die trüben Gedanken mit einem leichten Liedchen wegzusingen, breitet die Arme zwischen den Fensterpfosten und singt mit einer ganz neuen Stimme, die ihr selber fremd und eigen ist:

[1] Raw = Row = Rabbi.

„Ich weiß ein Liedel
Von meinem Jüngel,
Von meinem Jüngel
Ein kleines Lied.

Es liest mein Jüngel
In seinem Büchel,
In seinem Büchel
Die heiligen Wort'.

Es trägt mein Jüngel
Ein frommes Käppel,
Ein frommes Käppel
Auf seinem Haupt.

Ich fass' die Locken
An seinem Käppel
Und küss' mein Jüngel — —
— — — — — —"

„Aufhören zu singen sollst du! Herüberkommen sollst du!" tönt es von Reb Eiljes Fenster her, und die Jungfrau flieht in die Stube zurück und faßt sich an ihr klopfendes Herz. Es war Schmelkes Stimme, die so rief, und, an allen zarten Gliedern bebend, wankt das Mädchen über die Gasse und steht alsbald in der Tür vor dem Raw, der gebeugt über den heiligen Büchern sitzt. Sie steht und wartet, und er läßt sie warten. Endlich blickt er auf und schaut sie an, daß ihr das Herz stillsteht: „Singen ist Unzucht! Geh!" sagt er hart, und da sie verwirrt und ganz ratlos noch zögert: „Geh!" herrscht er sie an.

Chane Mirel weiß nicht, wie sie wieder über die Gasse hinübergekommen ist, aber wie sie sich in ihrem Stübchen umsieht, ist alles verändert, und sie fängt herzbrechend zu weinen an. Sie weint in der Mitte ihres Zimmers sitzend so unaufhörlich, daß der alte Vater sie so noch findet, als er spät nach Hause kommt, und sie nicht zu trösten weiß und

nicht merkt, daß an diesem Abend eine große Liebe im Herzen Chane Mirels ihren Einzug gehalten hat.

Wenige Tage vergehen, da fällt Reb Eilje auf ein hartes Krankenlager, also, daß er zu sterben scheint. Und alle Juden befällt eine große Angst, und die laufen in die Schul und laufen wieder heraus und rufen die Brüder und laufen wieder hinein und sprechen: „Wir wollen Thillim[1] sagen für den Row!" Und sie sagen Thillim, und von Zeit zu Zeit läuft der lange Schmelke nach Haus, um nach dem Kranken zu sehen, und kommt wieder und ist ganz außer Atem. „Noch mehr Thillim!" sagt er und wischt sich den Schweiß. Und sie sagen noch mehr Thillim. Und wieder läuft der Bocher und kommt zurück, und sein Gesicht ist weiß wie Kalk und er bringt kein Wort hervor, aber man sieht ihm an, daß es mit dem Reb Eilje immer schlechter geht.

Da steht der alte Schulklopfer auf und spricht: „Wir wollen Jahre sammeln für den Row, wie es die Väter getan. Der Bocher soll ein Buch nehmen, und jeder soll einschreiben, wieviel Jahre, Monde oder Wochen er von seinem Leben abgeben will, dem Row zu längeren Jahren in dieser Welt, ihm selbst zum guten Geleite für die kommende Welt."

Und sie tun also: Der Bocher nimmt das Buch und läuft von Haus zu Haus, und die Juden schreiben sich ein: Der zwei Jahre, der eins, und der dritte kratzt sich hinter dem Kopf und atmet tief, als er sechs Monate schreibt. Der lange Schmelke aber läuft die Gassen herauf und herunter und noch einmal die Gassen herunter und herauf, und es ist Abend geworden und er ist fertig und steht atemlos vor Reb Eiljes Tür. Eben will er hinauf und das Buch dem Rabbi unter das Kopfkissen schieben, als Chane Mirel aus

[1] Thillim = Psalmen.

des Vaters Haus herübergeschossen kommt und ihn so heftig am Arme kneift, daß der Bocher vor Schmerzen aufschreit.

„Schreib, Schmelke," ruft das Mädchen und bei jedem Worte greift sie fester in seinen Arm, „schreib mein Leben! Schreib mein ganzes Leben für den Row! Hast du noch nicht geschrieben?" — Und so, als wenn es gar nichts wäre, schreibt der Bocher das Leben der Jungfrau in das Buch ein, ganz unten, wo die Reihe der guten Juden zu Ende war. Dann aber stürzt er ganz verstört in das Haus, und Chane Mirel hört draußen, wie er mit seinen schweren Stiefeln die Treppe hinaufstolpert, um dem Row die Jahre zu bringen und das ganze Leben einer Jungfrau dabei. Und als es droben stille wird und drunten allgemach die Nacht begonnen hat, atmet die Jungfrau tief auf und schleicht sich leise in ihr Kämmerchen zurück. Und das Städtchen schläft ruhig die ganze Nacht.

Am nächsten Morgen findet man Chane Mirel, des Schulklopfers Tochter, tot in ihrem Bette. Reb Eilje Sußmann aber wacht nach einem tiefen Schlafe, in den er versunken war, in den Strahlen der Frühlingssonne auf und lebt. —

Als Reb Eilje erfährt, daß man Jahre für ihn gesammelt hat, und daß die Jungfrau Chane Mirel in derselben Stunde verschieden ist, da er selbst wie durch ein Wunder vom Tode erstand, wird er schweigsam. Er lernt noch tiefer in die Nächte hinein und läßt sich bei Tage kaum noch auf der Straße sehen. Dem Bocher Schmelke, der beim Lernen ihm gegenübersitzt, wagt er nicht ins Gesicht zu sehen und nur das Nötigste redet er mit ihm. Obgleich aber Reb Eilje so abgeschlossen in seinem Hause lebt, verbreitet sich in der Gasse bald die Kunde, wie wunderbar er nach seiner Krankheit aufgeblüht. Sein Wuchs ist höher, seine Augen strahlender als je

zuvor. Da stecken die Leute die Köpfe zusammen und flüstern: „Arme Chane Mirel!“ sagen sie und wiegen den Kopf. Von der Qual aber, die Reb Eiljes Herz in Besitz genommen hat, weiß keiner. Wenn er den alten Schulklopfer im Morgengrauen die Tür seines Hauses aufschließen hört, zittert Reb Eilje. Er kann seinen Hammer nicht mehr hören, ohne zusammenzuschaudern, kann den Bocher nicht mehr sehen, ohne daß ihm weh wird. Eine stille Schwermut hat ihn in Besitz genommen. Er tut Dinge, die er früher nie getan, kann nachts stundenlang am Fenster stehen und ins Dunkel hinausstarren. Ihm, der ein strenger Mann gewesen sein Leben lang, können unerklärliche Tränen kommen, mitten im heiligen Studium befallen ihn weiche Träume. Früher hatte er Träume wie Tränen als den bösen Trieb in sich bekämpft, jetzt läßt er sich tragen und treiben, aber wenn er erwacht und sich besinnt, peinigt er sich mit stundenlangem Gebet und hartem Fasten. Wer weiß davon in der Gasse? Sie sehen nur, daß seine Wangen blühen, und wundern sich, daß er so schweigsam ist.

Ein Jahr ist vergangen, da tönt eines Nachts der Hammer des Schulklopfers mit solcher Gewalt an Reb Eiljes Tür, daß er erschrocken vom Lager springt und sich weit zum Fenster hinausbeugt, um zu sehen, warum der Alte so schrecklich und zu so ungewohnter Stunde schlägt. Als dieser nun langsam den Kopf zum Fenster hebt, beleuchtet der Mondschein ein totenblasses Gesicht: „Der Row soll zum Dobrzaner Waldhaus kommen!“ schallt es dumpf herauf, und es ist Reb Eilje, als käme die Stimme von ferne her und, der die Worte spricht, hätte einen unendlich weiten Weg hinter sich.

Macht sich Reb Eilje in der Nacht auf den Weg und geht zum Dobrzaner Waldhaus. Das war früher eine Schenke

am Wege nach Wladimir, nun aber ist sie verlassen und ein Unterschlupf für Schmuggler und dunkle Leute. Als Reb Eilje in den Wald kommt, wird ihm bange, denn der Wald ist schwarz und der Weg geisterhaft. Erst, als er vom Waldhaus Lichter schimmern sieht und gar lustige Musik ertönen hört, beruhigt er sich. Da geht er schneller, um aus dem Schatten der schwarzen Bäume herauszukommen und steht bald vor der alten Schenke zwischen Wagen und angebundenen Pferden, die träumend ihre Hälse an die alten, himmelhohen Föhren lehnen. Draußen ist kein Mensch zu sehen, und es geht Reb Eilje durch den Sinn, daß es doch recht eigen sei, so mitten in der Nacht allein vor dieser verlassenen Schenke zu stehen.

Drinnen aber geht es dafür um so lustiger her. „Kommt herein zu uns, Row!“ spricht es plötzlich hinter ihm, und wie er sich umwendet, siehe da, so ist es der Schulklopfer, der so spricht. Da wundert sich Reb Eilje gar sehr, daß er nicht gemerkt hat, wie der Alte ihm gefolgt ist, und denkt, wie schrecklich es doch sei, daß immer einer hinter ihm her gegangen sei durch den ganzen Wald, wo man doch ohne Schutz ist vor Räubern und Gesindel.

„Kommt herein zu uns!“ sagt der Alte noch einmal und macht unbeholfen eine einladende Bewegung mit der Hand zur Tür hin. Da zittert Reb Eilje und will nicht gehen. Durch die angelehnte Tür aber und durch die Spalten der geschlossenen Fensterläden sieht er, daß da eine lustige Hochzeit im Gange ist. Auch merkt er es an den fröhlichen Weisen, die die Spielleute drinnen fiedeln.

Mit einem Male wird die Tür von innen aufgestoßen, und nun sieht Reb Eilje, welch eine Hochzeit das ist. An langen Tischen sitzen sie und schmausen, obenan der Bräutigam mit seiner Braut. Reb Eilje erschrickt, denn er hat erkannt,

wer der Bräutigam ist. „Warum hat man mir nichts gesagt?“ fragt er sich voll Unmut, als er seinen Bocher Schmelke in so stattlichem Aufputz sieht. Er trägt einen seidenen Kaftan und eine hohe Mütze vom feinsten Zobel, sieht fröhlich aus und seine Augen glänzen vor Freude.

Wie nun Reb Eilje in der Tür steht und sich unschlüssig an den Pfosten lehnt, erkennt ihn mit einem Male die junge Braut und fängt zu weinen an. Sie weint so laut und heftig, daß man „Pst! Pst!“ zu den Spielleuten macht, und die Musik mitten drin abbricht und es ganz still wird. Die Weiber laufen herzu und streicheln und küssen die Braut und weinen selber und führen sie hinaus und um die Tische herum, gerad auf die Tür zu, wo Reb Eilje steht. Er starrt sprachlos auf das, was er sieht, und je näher die Jungfrau ihm kommt, um so mehr lehnt er sich rückwärts, um sie inmitten der weinenden Frauen an sich vorbeizulassen. Und gerad, als sie vorübergeht, erkennt er, daß es Chane Mirel ist.

„Der Row soll sitzen! Laßt den Row sitzen! Einen Ehrenplatz für den Row!“ geht es nun flüsternd und eilig durch den Raum und es geschieht ein Gelaufe, und ehe sich's Reb Eilje versieht, hat man ihn zu dem verlassenen Platze der Braut geführt und ihn neben dem Bocher auf den Stuhl gedrückt.

„Massel tow!“[1] tönt es nun von allen Seiten: „Massel tow! Massel tow!“ Reb Eilje weiß gar nicht, wie ihm geschieht, so schwirren die Wünsche um ihn herum, und viele Hände greifen nach seiner Hand: „Massel tow! Massel tow!“ Bis auch der gute Schmelke seine Hand zu fassen bekommt. Da erschreckt Reb Eilje, denn des Bochers Hand ist heiß und feucht, und wie er ihm in die Augen sieht, erblickt er auch dort etwas, was er früher nie gesehen. Reb Eilje will auf-

[1] „Zum guten Glück!“

stehen und fortgehen, aber er vermag es nicht, denn Schmelkes Hand hält ihn furchtbar fest und ist wie brennendes Feuer in seinem Gebein.

Da bekommt Reb Eilje Angst und schreit und schreit so gewaltig, daß die ganze Hochzeit auseinanderstiebt. Schmelke aber läßt ihn nicht los, sondern rüttelt ihn so, daß er erwacht. Es ist Morgen, er liegt in seinem Bett und vor ihm steht der Bocher und fragt: „Was ist Euch, Row? Warum schreit Ihr so?" Da sieht Reb Eilje, daß es ein Traum gewesen und erholt sich allmählich. Wie er aber den Bocher ansieht, ist es ihm, als blickte der mit ganz bösen Augen auf ihn herab, gleich als hätte er ihm Gott weiß etwas angetan.

Und Reb Eilje wird den Traum nicht los: „Ich habe einen Traum geträumt," sagt er sich, „aber den Deuter habe ich nicht." Und er fragt sich: „Warum hat sie geweint? Und warum ist sie aufgestanden? Es muß doch ein sehr großer Kummer sein, der sie drückte? Und ich bin es, der ihr diesen Kummer bereitet hat. Denn hat sie nicht erst zu weinen angefangen, als sie mich in der Türe sah?" Mit solchen Gedanken quält sich Reb Eilje den ganzen Tag und noch viele Tage dazu. Und denkt an die fröhliche Hochzeit und fragt sich weiter: „Hab' ich ihr das genommen? Und wenn ich es nahm, wie mach' ich es gut? Und noch einmal, wenn ich es nahm, was nahm ich denn da? Ja, dieser Traum, den ich träumte, aus wessen Leben war er denn? Aus meinem etwa? Wie denn? Saß ich nicht auf ihrem Platze? Hielt der Bräutigam nicht meine Hand, nachdem er vorher ihre gehalten? Ewiger Gott, leb' ich denn noch mein eigenes Leben?" So wühlt es in Reb Eilje, er hat keine Ruhe mehr zu sitzen, sondern wandert durch sein Haus und, wenn er in die Nähe des Bochers kommt, blickt er zu

Boden und es ist ihm jedesmal, als läge Schmelkes Auge böse auf ihm.

Am nächsten Morgen steht Reb Eilje auf, ruft die Weiber des Städtchens in der Schul zusammen und fragt: „Ist wohl eine Jungfrau am Ort, die mannbar ist, daß wir sie verheiraten?“ Und man nennt ihm eine mit Namen Ssosche. Da läßt sie Reb Eilje kommen und redet mit ihr hin und her. Dann geht er zum Bocher und spricht mit ihm von dem und jenem und schließlich: „Ich habe eine Braut für dich, Schmelke.“ Aber da kommt er gut an. Der arme Schmelke fährt in die Höhe, schießt einen giftigen Blick ab und zischt: „Ich will nicht!“ Da flattert Reb Eilje das Herz und er fängt den Traum ein wenig zu begreifen an. Gern wüßte er, ob in jener Nacht auch der Bocher geträumt, aber zu fragen wagt er nicht. Nur weh ist ihm, sehr weh um das tote Mädchen und auch um den armen Bocher ist ihm weh, mit dem er schon so lange Tisch und Bücher teilt. Die Leute in der Gasse aber verwundern sich sehr, als sie sehen, daß der Row die Verheiratung eines armen Mädchens betreibt. Denn solches ist von ihm nicht kund geworden in den langen Jahren, die er mit ihnen lebt. Von jetzt an aber läuft Reb Eilje mit einer wahren Wut hinter dieser Mizwo[1] her, als gelte es, alle Mädchen Wolhyniens unter den Baldachin zu bringen. Dabei tut er es kurzab und mit der alten Strenge, die die Leute an ihm kennen, und duldet keinen Widerspruch. Nur zu dem Bocher kommt nie wieder ein Wort aus seinem Munde dieserhalb. —

Kaum ein Jahr ist vergangen, da erfährt Reb Eilje an sich einen zweiten Ruf. Eines Abends hat er den Bocher zur Ruhe geschickt und sitzt selbst noch einige Augen-

[1] Liebeswerk.

blicke über den Büchern. Da hört er, wie unter seinem Fenster einer — trapp, trapp — die Gasse hinunterläuft. Dann ist es still, nach einer Weile aber läuft es wieder vorbei und bald darauf ein drittes Mal. Reb Eilje wird unruhig und blickt zum Fenster hinaus. Wer beschreibt sein Erstaunen, als es der Bocher selber ist, der so atemlos die Häuser abläuft und nicht zu Ende kommt. Reb Eilje eilt die Stiege hinab, folgt dem Bocher und ruft ihn an: „Schmelke!“ ruft er, „Schmelke, was soll das?“ Antwortet Schmelke in aller Hast und weiterlaufend: „Row, Row, ich kann keine Wehmutter für sie finden!“ — und ganz, als wäre es selbstverständlich, folgt Reb Eilje seinem Bocher, und wieder geht es gaßauf und gaßab und Schmelke hält sich beim Laufen die Seiten und stöhnt und Reb Eilje folgt ihm in großen Ängsten und bitterer Not. So geht es zum Städtchen hinaus und in den Wald hinein, und Reb Eilje merkt, daß es der Weg zum Dobrzaner Waldhaus ist, und wundert sich gar nicht, daß der Bocher immer schneller und schneller läuft. Da hebt ein Sturm an über dem Walde, die Wipfel brausen, die alten Riesenstämme knarren, und bei jedem Knarr schaudert Reb Eiljes Herz in Ängsten auf. Und wie das Brausen hin und wider wandert, hört er auf einmal einen Schrei und dann wieder einen und dann wird es still. Reb Eilje bleibt zitternd und in Schweiß gebadet stehen, Schmelke ist plötzlich in der Dunkelheit verschwunden. Reb Eilje ruft, aber da ist weder Stimme noch Antwort im ganzen Walde. Lange noch steht er mit bangem Herzen, dann macht er sich auf den Heimweg.

Wie er zu Hause ankommt, liegt alles im tiefen Schlaf. Er horcht an Schmelkes Kammer, der aber schläft und nicht einmal seinen Atem hört man. Reb Eilje geht zur

Ruhe. Er fühlt sich zerschlagen an allen Gliedern und fällt aufs Bett wie ein toter Leib.

Das erste, was Reb Eilje am nächsten Morgen sieht, ist, daß sein Bocher totenblaß ausschaut und ganz elend und abgehärmt. Davon erschrickt er so, daß er erst gar nicht mit ihm zu reden wagt. Dann aber fängt er doch zu fragen an.

„Schmelke", fragt er, „was war das gestern abend auf der Gasse?"

„Weiß nicht!" sagt Schmelke und sagt es so kurz ab, daß Reb Eilje ganz betreten ist. Nach einer Weile beginnt er von neuem: „Du hast gestern abend gewacht, Schmelke?"

„Nein!" sagt Schmelke und Reb Eilje flattert wiederum das Herz, wie er's hört. Er stöhnt, schweigt eine Weile, dann fängt er von vorne an: „Du fastest zu viel, Schmelke!"

„Ich fast' nicht!" zischt Schmelke, und es klingt beinahe frech, wie es Reb Eilje von dem guten Bocher nie zu hören gewohnt ist. Erstaunt blickt er ihn an und sieht zum ersten Male, wie eingeschrumpft und kümmerlich sein Bocher im letzten Jahre geworden ist. Da faßt ihn ein tiefes Weh und bittere Reue an und er spricht ganz weich zu seinem Bocher:

„Schmelke, du bist bald über die Jahre hinaus. Heirate, Schmelke!"

„Ich will nicht!" sagt Schmelke giftig, kehrt seinem Rabbi den Rücken und krümmt sich über die Gemore[1], die da liegt. Und wieder ist es still in der Stube.

Reb Eilje geht schweigend hinaus, schließt ganz leise die Tür hinter sich und tritt auf die Gasse. Dort scheint die Sonne und die Kinder spielen auf den Steinstufen die stillen Spiele der Judengasse. Reb Eilje sieht es und tut, was er

[1] Talmudfoliant.

früher nie getan. Er schaut ihnen zu. Wie er aber so steht und schaut, tönt aus einem offenen Fenster das Quarren eines Säuglings an sein Ohr. Die Königstochter von Ägypten kann, als sie das Weinen des Moseknäbleins vernahm, nicht so erschüttert gewesen sein, wie es Reb Eilje in diesem Augenblicke ist. Die Tränen kommen ihm hoch und er lauscht wie verzaubert dem Weinen des Kindes. Noch steht er so, da geht eine junge Mutter vorbei, die trägt ihr Kind durch die Sonne, und das Kind freut sich und kreischt vergnügt in die Welt hinein.

„Gib mir dein Kind!“ sagt Reb Eilje zu der Mutter, und das Weib erschrickt. Rot bis an die Haarwurzeln reicht sie ihm das Bübchen, er wiegt es einmal auf den Armen, und wird selber rot und gibt es ihr wieder, und sie eilt betreten davon.

Da hört Reb Eilje hinter sich zwei Männer reden: „Was hat er mit den Kindern zu tun?“ sagt der eine. „Was hat er mit den Weibern zu reden?“ sagt der andere. „Warum lernt er nicht? Lernen soll er!“ In Reb Eilje entbrennt ein Zorn, mit starken Schritten tritt er die Männer an, aber sie machen sich davon.

Er geht nach Hause, setzt sich zum Bocher in die Stube und fängt mit Macht zu lernen an. Er ißt und trinkt nicht den ganzen Tag und lernt mit solcher Gewalt, daß der Bocher ihm nicht mehr folgen kann und mit hochgezogenen Augenbrauen vor ihm sitzt. Wie es Abend wird, heißt er Schmelke gehen, schließt sich selbst in seiner Kammer ein und fängt zu beten an.

„Herr der Welt“, spricht er, „Herr der Welt, ich weiß nicht mehr, was du willst. Das Mädchen hat mir ihr Leben gegeben. Ist es nun mein Leben, oder ist es noch das ihre? Ist es mein Leben, welche Kraft kannst du mir armen

Wurme geben, solches Opfer zu ertragen? Ist es aber noch immer ihr Leben, was soll ich tun? Muß ich leben wie sie, oder darf ich noch, wie ich selber will? Ja, Herr der Welt, bin ich überhaupt noch ich? Hilf mir, denn das Wasser geht mir bis ans Leben hinan!"

So betet Reb Eilje in jener Nacht und denkt daran, daß Chane Mirel jetzt ein Kind hätte und an seiner Wiege säße und ihm die alten Lieder sänge. Und gedenkt der Lieder, die ihm selber vor Zeiten seine Mutter sang und summt sie leise vor sich hin. Mitten im Singen aber erschrickt er wieder und eilt zu den Büchern und lernt und kann doch das Mädchen nicht vergessen und wie es an jenem Abend sang und wie hart er es damals schalt und welch ein bitteres Ende es nahm.

So gehen die Monde hin und allmählich kommt wieder Ordnung in die Gedanken Reb Eiljes. Er fängt an, einen Unterschied zu machen zwischen Tag und Nacht. Gehören mir meine Tage nicht, sagt er, so werden mir doch meine Nächte gehören. Wer will mir streitig machen, was ich mir von meinem Schlafe quäle? Das, ja, das ist mein, wenn nichts anderes mehr mir gehört. So geht er am lichten Tage hinaus unter die Leute und tut Gutes, scherzt mit den Kindern auf der Gasse, verheiratet Mädchen, versorgt Waisen und denkt über alles nach, was ein wackeres Weib wohl tue unter den Menschen und geht fröhlich hin und tut desgleichen. Kommt aber die strenge Nacht, so brennt er eine Kerze nach der anderen ab und lernt und scheucht den Schlaf von den Augen bis in den frühen Morgen hinein. Die Männer murren in der Gasse, und die Weiber wundern sich, aber sie sehen, wie er sich allerhand Pein antut tages und nachts und schweigen darum.

Nur den Hammer des Schulklopfers kann er nicht mehr hören, ohne zu schaudern. Wenn der ertönt, ist ihm, als riefe ihn eine andere Welt. Und wenn er den Alten sieht, wird sein Herz rege, und es jammert ihn, wie er bemerkt, daß der Alte, seitdem ihm die Tochter entrissen ward, nun so allein am Herde steht, sich die schmale Suppe zu kochen; und wie ihm der Rock schleißt und die Knöpfe springen und er anfängt zu verwahrlosen. Reb Eilje schickt ihm eine brave Witwe ins Haus, daß sie ihm nach dem Rechten sehe, aber der Alte ist störrisch und sagt auch: „Ich will nicht!“ genau, wie der Bocher sagte, mit giftigem Blick: „Ich will nicht!“ Und Reb Eilje betet viel und weint in den Nächten.

So werden aus den Monden Jahre, und Reb Eilje hat mehr als einmal einen Tag und eine Nacht, wo er einen Weheruf vernimmt und weiß dann, daß wieder ein Kind gekommen ist. Jedesmal durchzuckt ihn die höchste Lust, jedesmal das tiefste Weh, als wenn Himmel und Abgrund sich um ihn rissen. Und er zählt die Rufe und die Kinder. „Jetzt bekäme sie das zweite, jetzt das dritte“, sagt er sich und ermißt die Schmerzen und Wonnen, um die er das Mädchen gebracht, an den eigenen Wonnen und Schmerzen. Dabei ist ihm alles rätselhaft, und er weiß sich nicht zu helfen, als indem er weiter zwischen Tagen und Nächten scheidet. „Ihr den Tag und mir die Nacht!“ stöhnt er oft. Allsabbatlich aber, wenn der heilige Tag zur Rüste geht, und er die Hawdole, die große Tagesscheide singt, weint Reb Eilje. Er singt: „Der da scheidet zwischen Weihe und Unweihe, unsere Sünden er verzeihe!“ und weint. Denn er trägt schweren Kummer, daß er die Nacht nicht zum Tage bringen kann und den Tag nicht zur Nacht. „Die Nacht ist

zum Lernen da", trösten ihn die Weisen, und so lernt er bei Nacht, läßt die Männer kommen bei Nacht, schlichtet bei der Kerze ihren Streit, entscheidet mit Strenge wie zuvor, nur alles bei Nacht. Dann schläft er eine Stunde, steht wieder auf und verläßt die Welt des Lernens, um mit Kindern zu singen, oder mit Frauen zu sorgen, allein im Walde zu gehen und in seinem Brausen die Stimme Gottes zu hören. Kommt er aber wieder nach Hause, so quält er sich doch, daß er die Nacht nicht zum Tage bringen kann. Der alte Schulklopfer ist inzwischen noch älter geworden, er sieht ganz herabgekommen aus und riecht auf zehn Schritte nach Branntwein. Die Leute machen Reb Eilje auf das Ärgernis aufmerksam: Soll der Row mit ihm reden! Reb Eilje aber schnürt es die Kehle zu, wenn er den Alten sieht. Er schweigt.

Eines Tages erfährt Reb Eilje seinen dritten großen Ruf. Kommt da ein Wagen von Zamocz gefahren, und der Bauer, der ihn fährt, überbringt dem Rabbi einen Brief, über dem geschrieben steht: „Rabbi Schmuel [1], Sohn Nathans an Rabbi Elijahu Sußmann, das Licht von Dobrze, die Leuchte des Exils, der die schwachen Hände stärkt, strauchelnde Knie kräftigt, sehend macht die Blinden und die Tauben hörend." In dem Briefe wird Reb Eilje mit vielen feinen Worten der heiligen Sprache aufgefordert, mit dem Wagen ohne Verzug nach Zamocz zu fahren, um als Gast an der Barmizwoh [2] im Hause des weisen Rabbi Schmuel teilzunehmen. Reb Eilje verwundert sich, hat er doch nie von jenem Rabbi Schmuel gehört, aber, da ihn die Thora ruft, was soll er tun? Setzt er sich also auf den Wagen und fährt. Und der Wagen fliegt nur so durch den Dobrzaner Wald, denn es

[1] Schmuel = Samuel.
[2] Einsegnung.

ist der Rüsttag des Sabbath, und Reb Eilje hat nur eine Sorge, vor Sabbath nach Zamocz zu kommen. Das verlassene Waldhaus fliegt vorüber und, wie er es so halb im Traume erblickt, wird ihm ganz seltsam zumut, und er fragt sich, warum er denn eigentlich gefahren ist. Aber da sieht man schon die Türme von Zamocz liegen, und im Nu sind sie am Rande der Stadt angelangt und halten kurz vor Sabbath vor einem hohen Hause. Der Hausherr, stattlich in Pelz und Seide, erwartet den Gast vor der Tür und bewillkommt ihn mit dem Gruße des Friedens und siehe da, wer ist es? — Schmelke, der einstige Bocher in seinem Hause, nun die Leuchte von Zamocz. Und wie herrlich er aussieht: ein hoher Mann mit leuchtender Stirn und hellen, starken Augen, so tritt er Reb Eilje entgegen und führt ihn in sein Haus. Da sind viele Juden versammelt, die beten und den Sabbath begrüßen, und danach kommen sie alle in die Stube des Hausherrn. Viele Kinder sitzen dort wie Ölbaumschößlinge um seinen Tisch und als der Vater eintritt, fangen sie an zu singen:

„Friede sei mit euch,
Ihr Engel des Dienstes,
Ihr Engel des Höchsten,
Vom Heiligen, gelobt sei er!“

Auf einmal sitzen sie alle, Männer und Weiber, und sieh, da steht der Barmizwoh auf, ein feiner Knabe mit lieben, weichen Augen, und fängt zu reden an. Reb Eilje erstaunt, wie schön das Kind von der Thora zu reden weiß, und alle wiegen den Kopf und lächeln still, Männer, Weiber und die Kinder auch. Wie sich Reb Eilje nun so im Herzen über die Klugheit des Kindes verwundert, hört er ein leises Weinen neben sich und sieht, daß es die Mutter ist, die so weint.

„Muß sie denn immer weinen, wenn ich komme?“ denkt Reb Eilje, aber da sieht er, daß es diesmal glückliche Tränen

sind, die sie weint, und hört sie fragen: „Was sagt Ihr, Row, wie ich mein Jüngel hab' lernen lassen?" Und das fragt sie so, wie nur eine jüdische Mutter fragen kann, und auch nur bei ihrem erstgeborenen Barmizwoh.

„Oh, oh, oh!" macht Reb Eilje, aber da steht schon Schmelke auf, Schmelke, der Bocher.

„Nun, was wird er bringen?" denkt sich Reb Eilje, „ein grober Kopf war er nicht, nur müde, müde, immer müde."

Wie nun aber Rabbi Schmuel zu reden anhebt, werden Reb Eilje die Ohren gewaltig weit, ja, es ist, als wenn einer aus dem Dunkeln ins Helle tritt, die Stube wird ganz glänzig, und alle schließen die Augen und lauschen verzückt den weisen und tiefen Worten aus des Hausherrn Munde. Reb Eilje sitzt ganz ergriffen da, und wieder hört er die innige Stimme neben sich fragen: „Was sagt Ihr, Row, zu meinem Schmelke?" Ja, das Beste, was Reb Eilje je gedacht hatte, wurde übertroffen von der Rede dieser erhabenen Leuchte, Rabbi Schmuel, dem Großen von Zamocz, wie der in der Barmizwohnacht seines Erstgeborenen zu seinen Leuten redete.

Reb Eilje sitzt lange mit geschlossenen Augen und lauscht. Wie er sie endlich auftut, muß er sie sich reiben, denn alles ist verschwunden, und er sitzt in seiner Stube dem armen Schmelke gegenüber, der ihn mit trüben Augen anglotzt, wie er so aus seiner Vergessenheit erwacht. Es ist Abend, die Kerze flackert, die Bücher liegen offen und die Buchstaben tanzen vor seinen Augen.

Wie er nun den Bocher so erbärmlich vor sich sitzen sieht, steigt ein Schmerz in ihm hoch, und er spricht zu sich selber: „Das also hätte er werden können, wenn sie sein Weib geworden wäre, wie es ihre Bestimmung war. Ich dachte bisher, ich hätte es nur den Toten genommen, und siehe, nun

nahm ich es auch den Lebenden. Haut um Haut, so muß ich auch den Lebenden wiedergeben, was ich den Lebenden nahm.“ Am andern Morgen steht Reb Eilje auf, geht umher und sammelt Gelder und gründet ein Lehrhaus, wo fromme Jünglinge sich zur Thora bereiten. Er läßt sie in seinem Hause als seine Söhne wohnen, speist sie von seinem Tische und lernt mit ihnen. Vom Morgen bis zum Mittag lernt er mit ihnen und bringt so zum ersten Male wieder die Nacht zum Tage. Denn, sagt er, nicht nur die Toten, auch die Lebenden haben ein Recht auf meinen Tag. So umgibt er sich mit lernender Jugend, Schmelke, den Bocher, aber setzt er über sie und pflegt ihn besonders, so mürrisch der auch bleibt und sich absondert von der Schar der fröhlichen Lerner. Am Nachmittag aber pflegt Reb Eilje hinauszugehen, singt mit den Kindern, wenn er über die Gasse kommt, macht arme Bräute glücklich und ist ein Vater der Witwen und Waisen, so daß sein Name groß wird im Lande. Er wandert auch weiter hinaus in die Wälder, liebt es, den Vögeln zu lauschen und sich von Herzen zu freuen an der Welt. Manche Mutter aber geht vorüber am Lehrhaus, lauscht der Stimme der Lernenden und ist stolz, wenn sie die Stimme des Sohnes dazwischen hört. Dann fragt sie sich im Herzen, wie nur eine jüdische Mutter fragen kann: „Was sagt wohl der Row zu meinem Jüngel?“ —

Wieder vergeht einige Zeit, da wird der Row einmal zur Slicheszeit[1] durch einen schweren Hammerschlag an seiner Tür geweckt. Es ist Nacht, er wagt nicht das Fenster zu öffnen, sondern steigt im Dunkeln die Stiege hinab und öffnet die Tür: liegt da ein Mensch auf seiner Schwelle und rührt sich nicht. Reb Eilje rüttelt ihn, er rührt sich nicht.

[1] Vor dem Neujahrsfest.

Herr der Welt, es ist der Schulklopfer, der tot zu seinen Füßen liegt. Reb Eilje weckt den Bocher, der kommt mit der Kerze, und sie leuchten dem Toten ins Gesicht. Seine Züge sind aufgedunsen und ein widriger Geruch geht von ihm aus. Der Alte war ganz dem Trunke verfallen, nun hat ihn der Schlag gerührt, und er schlug vorm Sterben noch einmal mit aller Macht an Reb Eiljes Tür — einen einzigen Schlag.

Wie nun Reb Eilje starr vor dem Toten steht und auf ihn und den über ihm knienden armen Bocher herabblickt, wird er sich dessen, was er sieht, wie einer furchtbaren Schuld bewußt. Er weiß, daß der Alte nie ein Trinker und der Bocher nie so welk geworden wäre, wäre sie nicht für ihn, den ewig jungen Eilje Sußmann gestorben. Er weiß auch, sie wäre nimmer für ihn gestorben, wenn er sie nicht so hart gescholten hätte. Aber indem dieser Gedanke seine Seele zu füllen beginnt, indem ihm die Brust arbeitet, diesen eisernen Reifen zu sprengen, der sein Wesen umspannt, steigt unmerklich, mit stiller aber sicherer Gewalt das Gefühl in ihm auf: „Ich lebe! Diese Schuld, mag es mit ihr sein, wie es wolle, ist mein Leben. Ich lebe, ja, ich lebe mein Leben!“

Wie sie nun den alten Schulklopfer begraben haben, und er von dem schweren Wege heimgekehrt ist in sein Haus, sieht er mit einem Male die Welt mit anderen Blicken an. Eben noch war er sich als ein Doppelter gespenstisch vorgekommen, eben noch hat er, fremdes Wesen in sich fühlend, nicht gewagt, an sich und sein eigenes Leben zu glauben, scheint sich ihm jetzt wie auf ein Zauberwort die ganze Verstrickung zu entwirren, und indem ihm das, was ihm Schuld schien, zur süßen Reue wird, nimmt eine tiefe Liebe zu dem Andenken Chane Mirels von seiner Seele Besitz. Er beginnt

in ihr die geheimnisvolle Führerin zu sehen, die ihn durch ihr großes Lebensopfer den wahren Weg gewiesen. Jeden Morgen und jeden Abend fleht er zu ihrer heiligen Seele, nicht mehr seines Scheltens zu gedenken von jenem Tage, jeden Abend und jeden Morgen fleht er zu ihr, sich seiner Seele zu vermählen, auf daß ihm auch eines Weibes Seele walte in seiner Brust: Denn das sei der Weg.

Und siehe da, Reb Eilje wird ein anderer. Er hört auf zu scheiden zwischen Tag und Nacht, quält sich nicht mehr mit sich selber, wird ruhig, wird still und weise. Ja, er lebt nun das Leben Chane Mirels, aber er fühlt sich reich, daß er zu seinen Gedanken auch ihre denken darf, und vom eigenen festen Lebensufer schauen darf auf ihren bewegten Strom. Er wird ein anderer, und auch die Welt wird anders vor ihm.

Wieder vergehen Jahre, und dann und wann hört er Stimmen. Eine Braut wird an seinem Hause vorübergeführt, hei, wie tönen die Geigen und wie klatschen die Juden in die Hände! „Jetzt hätte sie ihre Tochter unter den Baldachin geführt", denkt Reb Eilje, sitzt mit schmerzlich geschlossenen Augen und lauscht den davonziehenden Tönen unter seinem Fenster.

Der Bocher Schmelke schrumpft immer mehr zusammen. Seine Schläfen werden grau, sein Rücken krümmt sich, und die Jünglinge, die Reb Eilje an seinem Tische hat, spotten über ihn: Wenn es so weiter geht, wird bald gar nichts mehr von ihm übrig sein. Und so kommt es auch: eines Morgens findet man ihn tot über den Büchern liegen. Sein armes Gesicht sieht so kummervoll aus, als hätte er das ganze Leben versäumt. Wie sie ihn aber hinausgeleiten auf den guten Ort, tritt Reb Eilje vor und hält ihm die Totenklage. „Was wird er von dem armen, alten Bocher sagen?" denken die

Leute, wie er beginnt. Aber siehe da, Reb Eilje spricht nicht von Schmelke und nicht vom Bocher, sondern von Rabbi Schmuel, dem Sterne des Exils, dem Lichte der Thauro[1], das erloschen vor der Zeit. Die Leute wissen nicht, ob sie träumen oder wachen. Aber sie wissen auch nicht, was Reb Eilje weiß. Da sie aber sehen, wie ihm die Tränen rinnen, so schweigen sie und blicken sich nur verwundert an. Weil aber Schmelke nur ein Bocher war, wenn auch ein alter, kommt er zwischen die Junggesellen und Jungfrauen zu liegen, und es trifft sich, daß er neben der kleinen Chane Mirel begraben wird, mit der er nun vereint unter dem grünen Rasen ruhen wird.

Reb Eilje geht nach Haus. Wie er so geht, allein gelassen von den andern, die ihm kopfschüttelnd nachschauen, fühlt er, daß eines neben ihm geht und weint. Er wagt nicht, sich umzusehen, hört aber deutlich, wie bitterlich es schluchzt. Es scheint sich auf seine rechte Schulter zu lehnen, sein Atem streicht warm seine Wange und dabei weint es in einem fort.

Da überkommt es Reb Eilje noch einmal mit aller Gewalt, was alles er ihr und ihrem Schmelke genommen und wie er nach Hause kommt und unter seine Schüler tritt, stöhnt er auf und ruft: „Oh, wie ist die Welt so finster geworden! Euer Vater, meine Söhne, ist gestorben! Laßt uns Kaddisch sagen für den Vater!“ Damit schlägt er von Sinnen zur Erde bin, daß die Jünglinge sich entsetzen. Als sie ihn mit vieler Mühe ins Leben zurückgerufen, steht er auf, wäscht sich, ißt und trinkt und ist ruhig. So ruhig, wie an diesem Tage, ist Reb Eilje noch nie gewesen. Eine stille Hoheit umgibt ihn, die Schüler merken es wohl, weichen vor ihm zurück und blicken ihn doch mit Augen voll Liebe an. Und wie er

[1] Thora.

hinausgeht, merken es auch die Leute auf der Gasse. Die Kinder, die noch vor kurzem lärmend ihn umsprangen, lächeln ihm nur von ferne zu. Die Frauen, mit denen er zu plaudern pflegte, schlagen die Augen nieder. Die Männer, die hinter seinem Rücken grollten, sehen ihn ernst und ruhig an. So wandelt Reb Eilje durch seine Gasse, und Furcht und Liebe folgen seiner Spur.

Reb Eilje ist ein alter Mann geworden. Alle seines Alters sind hingegangen, er hat alle überlebt. Aus seinen Schülern sind Lehrer in Israel geworden, ringsumher wohnen sie im Lande und sind auch schon alte Leute. Reb Eilje aber ist volle hundert Jahre alt geworden, seine Augen wurden nicht trübe, und seine Kraft ist nicht von ihm gewichen, und der Ruhm des Hundertjährigen, der ein Weiser ist unter den Weisen und ein Kind unter den Kindern, streng gegen sich selbst und nachsichtig gegen die andern, anmutig im Leben und ernst im Gesetze, dringt durch alle Zonen. So ist auch die Kunde von dem verwunderlichen Alter Reb Eiljes mit mancherlei Gerede zu den Ohren des großen, weitberühmten Rabbi Elijahu, des Gaons[1] von Wilna, gekommen. Der hat gerade damals seinen schweren Bann gegen den Unfug des Israel von Mesbetsch geschleudert, der sich Baalschem, d. i. der Meister des göttlichen Namens, genannt, und reist nun im Lande umher, um die Wankenden zu stützen und die Knie der Strauchelnden festzumachen. Wie ihm nun erzählt wird, auf welche Weise der Hundertjährige sein Wesen treibt, wie ihm das Größte nicht zu groß ist, daß er sich seiner nicht freute wie ein Kind, und das Kleinste nicht zu klein, daß er seine Heiligkeit nicht sähe, und wie er ferner hört, daß einzelne Schüler Reb Eiljes, jetzt angesehene Lehrer

[1] Gaon = Fürst, Geistesfürst.

in Israel, jener neuen Lehre huldigten, die er mit Todeshaß verfolgt — was Wunder, daß er sich eines Tages sagt: „Ich muß doch sehen, was es mit dem Dobrzaner für eine Bewandtnis hat!“ und sich auf den Wagen setzt und stracks gen Dobrze fährt.

An einem schönen Abend langt er an, und die ganze Stadt erbraust, als sie hört, welch ein hoher Gast in ihren Mauern weilt. Reb Eilje sitzt vor seiner Tür und genießt die schöne Abendluft, und alle Schüler, die Sprößlinge seiner Pflanzung, um ihn herum. Sie plaudern und er schnitzt dabei ein Pfeifchen aus einem Holunderzweig, das ein kleines Jüngel bekommen soll, das schwarzlockig an seinem Knie lehnt, als der Rabbi von Wilna großmächtig von seinem Wagen steigt: „Ich habe ein Wort an dich, Dobrzaner“, sagt der Gaon, und der Hundertjährige erhebt sich und führt den Gaon in sein Haus. „Setzt Euch!“ sagt er, aber der Gaon spricht: „Ich setze mich nicht, bis ich geredet habe. Sagt, Reb Eilje, was sind das für Sachen, die man von Euch hört? Man sagt, Ihr lernt, unterweist Eure Schüler, richtet die Leute nach der Strengheit des Gesetzes. Gut. Aber man sagt auch, Ihr scherztet mit den Kindern, machtet viel Gerede mit den Weibern, und seiet nachsichtig mit jedem. Eure Schüler sollen beim Lesen fremder Bücher betroffen worden sein, und einige gar dem Schwindler Israel von Mesbetsch anhängen, den sie den Baalschem heißen und von dem sie so viel Aufhebens machen im Lande. Antwortet mir einmal Dobrzaner, seid Ihr auch von denen, die nach beiden Seiten hinken?“ —

So spricht der Fünfzigjährige zum Hundertjährigen, und der sieht den Jüngeren lange und schweigend an, während ein Lächeln um seine Lippen spielt: „Setzt Euch schon, Gaon!“ sagt er dann ganz unvermittelt noch einmal, so daß

der Wilnaer ganz verwirrt und betroffen ist und nicht weiß, wie er sich verhalten soll.

Noch reden sie miteinander, da geschieht ein Murmeln des Volkes unter dem Fenster, es wird unruhig da unten, und man hört Ausrufe des Staunens und der Verwunderung. Gleich darauf wird von außen weit die Tür geöffnet, und herein tritt ein hoher Mann von außergewöhnlicher Schönheit. Er trägt einen Kaftan von weißem Atlas und um seine Hüften einen silbernen Gurt. Hinter ihm drängen sich die Köpfe zahlreicher Männer, die, wie es scheint, zu seinem Gefolge gehören. Er aber schließt die Tür hinter sich, sieht den uralten Reb Eilje mit einem starken Blicke an und beginnt:

„Dauw Bär ist mein Name, ich bin der Maggid[1] von Misritsch, Schüler des Heiligen von Mesbetsch."

Wie er das sagt, fängt der Gaon von Wilna zu knurren an, Reb Eilje aber begrüßt den Ankömmling und sagt: „Friede sei mit Euch! Setzt Euch, Misritscher!"

Aber auch der bleibt stehen und hebt an: „Ich setze mich nicht, denn ich bin nicht Euer Gast. Nicht zu Euch bin ich gekommen, sondern zu Euren hundert Jahren allein. Die suche ich, nicht Euch: Ich suche das Wunder! Ihr und Eure hundert Jahre seid zwei: Wie wäre es sonst möglich, daß Ihr Eure Jünglinge Tage und Nächte plagt, ihnen die sechshundertdreizehn Gebote einzuprägen mit ihren Erklärern und Übererklärern die sie zu sechzigmal sechshundertdreizehn gemacht haben. Hundert Jahre brauchten doch nur ein Wort zu reden, ein Wort und alle dreizehn Himmelstore sprängen auf! Warum kamet Ihr, Reb Eilje Süßmann, nicht zum Meister des heiligen Namens nach Mesbetsch?"

[1] Maggid = Volksprediger.

Dabei schaut der Misritscher den Hundertjährigen mit seinem mächtigsten Blick an. Der lächelt, wie er beim Wilnaer gelächelt und sagt wieder gütig und weise: „Setzt Euch nur, Misritscher Maggid!“

Wie er das sagt, knallt einer mit der Peitsche vor der Tür des Hauses. Schon während der Worte des Misritschers hat er damit angefangen. Wie ein Kutscher, der wartet, knallt er ungeduldig mit seiner Peitsche. Die Dämmerung ist inzwischen gekommen, es wird dunkel in der Stube, wo Reb Eilje vor seinen Gästen sitzt und dem Knall der Peitsche lauscht.

Er wird unruhig und fängt zu reden an. Seine Stimme zittert im Dunkeln, sein Gesicht können die beiden kaum noch sehen: „Hört ihr, wie er mit der Peitsche knallt? Darf ein Fuhrmann so ungeduldig sein? Oh, ihr ungeduldigen Fuhrleute, ich will euch ein Licht anzünden!“ Damit geht er, holt eine brennende Kerze, stellt sie auf den Tisch und erkennt mit einem Male, wie feindselig die beiden sich mit den Blicken messen.

„Ach, daß man immer tun muß, wie der Fuhrmann will!“ seufzt Reb Eilje und wendet sich langsam zum Gehen.

Er geht hinunter und findet vor seinem Hause einen Wagen, auf dem ein feiner Jude sitzt, der mit der Peitsche knallt und dem heraustretenden Reb Eilje hastig zuruft: „Der Row soll kommen, Scheimes[1] sagen für die Mutter!“ Und ehe sich's die Schüler rundherum versehen, fliegt der Wagen mit ihrem Meister davon.

Er fährt durch die dunklen Gassen, er fährt lang, die Räder rütteln, und Reb Eiljes Herz schlägt mit den Flügeln vor Bangigkeit. Während der Fahrt hat der Hundertjährige Zeit nachzudenken und denkt über vieles nach. Der Wagen

[1] Scheimes = Sterbegebete.

fährt durch den Wald, die schwarzen Föhren knarren und brausen. Da denkt er daran, wie er einst zum Dobrzaner Waldhaus zur Hochzeit fuhr. Wie im Sturm fliegt der Wagen am Waldhaus vorüber, da ist ihm, als sähe er wieder die Lichter durch die Fensterspalten und hörte die Spielleute fiedeln. Weiter geht's nach Zamocz. Der Hundertjährige sieht Wolken jagen und Sterne fallen, der Nachtwind läuft schauerlich neben seinem Wagen her. Da ist ihm, als stünde ihm das Herz still, und er gedenkt jener Nacht, da er in Ängsten nach der Wehmutter lief. So kommen sie nach Zamocz, „Jetzt werden wir vor dem Hause halten, wo ihr Knabe zur Thauro trat", denkt Reb Eilje, aber nein, das Haus liegt wie ausgestorben am Rande der Stadt, und der Fuhrmann fährt weiter, bis der Wagen an einem schwarzen, verschlossenen Gitter hält. „Wohnt sie hier?" fragt Reb Eilje und wundert sich, vor welch hohem Bau er steht.

Und sonderbar, da hat er selbst einen alten rostigen Schlüssel in der Hand und schon steckt er ihn ins Schloß. Das öffnet sich kreischend, dann führen einige Stufen hinab und es kommt eine Tür und hinter dieser eine zweite Tür, und wie der Hundertjährige durch diese zweite Tür tritt, befindet er sich in einem großen Raum, in dem viele Juden beisammen sind. Sie sitzen an der Erde wie am Trauertage des neunten Aw[1], und jeder hält ein brennendes Lichtstümpfchen in seiner Hand, so daß ihre Gesichter in der Dunkelheit hell umflackert sind, und man sehen kann, wie sie weinen.

„Sie weinen um die Mutter!" denkt Reb Eilje, und seine Augen gehen herum, die Sterbende zu entdecken, zu der er gerufen ward, ihr die Scheimes vorzusagen. Aber er sieht

[1] Zerstörung Jerusalems.

in dem ganzen Raume kein Bett. Da legt sich ihm eine Hand auf die Schulter, und wie er sich umsieht, ist es der Jude, der ihn gefahren hat und nun mit dem verkehrten Ende seines Peitschenstiels auf eine Stelle an der Wand hinweist. Da sieht der Hundertjährige, daß da eine alte Bettstatt in in der Wand ist, wie man sie in Bauernhäusern findet. Die Läden sind angelehnt, über der Bettstatt hängt an der Decke ein flackerndes Licht hinter rotem Glas. Reb Eilje dreht sich um und blickt den Fuhrmann fragend an. Der aber ist totenstill, und man hört keinen Laut in dem weiten Raum. Da zittert Reb Eilje, dann aber schwankt er auf die Bettstatt zu und öffnet langsam die Läden. Und siehe da, ein himmlisches Licht bricht daraus hervor: da liegt sie, Chane Mirel, die greise, sterbende Mutter, von ihren Kindern wunderbar geschmückt in ihrer letzten Stunde. Sie haben einen brokatenen Mantel über sie gebreitet, in den mit Gold heilige Worte gestickt sind, sie haben ihr wie einer Königin eine silberne Krone aufgesetzt, und eine Kette von Silber hängt um ihren Hals. So liegt sie da und blickt Reb Eilje mit einem wunderbar milden Blicke an.

Und der Hundertjährige sieht, daß sie ihn erkennt, und sein Herz erbraust, wie er all die Vergebung und die Liebe und die Macht sieht in diesem Blicke. Da steigen ihm seine alten Tränen hoch und verschließen ihm den Mund. Mit einem Male aber fällt ihm etwas Neues auf: An der Kette auf Chane Mirels Brust hängt als seltenes Schmuckstück eine vergoldete Hand mit einem ausgestreckten Finger. Da kommt Reb Eilje eine Furcht an, denn er erkennt, daß das ein drohender Finger ist, ein Finger der Strenge und der Zucht. Und seine Blicke wandern von diesem ernsten Finger zu den heiteren Augen der Sterbenden, die wie ein bewegtes Wasser leuchten, und von den Augen wieder zum Finger zurück.

Nun hebt ein Flüstern in dem Gemache an, und es tönt von allen Ecken und Enden: „Sagt ihr die Scheimes vor, Row! So sagt ihr doch die Scheimes vor!“ Der Hundertjährige tritt an die Sterbende heran und beginnt ihr die Sterbeworte vorzusagen: „Höre, Israel, der Ewige ist unser Gott, der Ewige ist einzig.“ So fängt er an und bittet mit den Augen, die Sterbende möchte ihm nachsprechen. Aber sie schweigt, und darum fährt er fort: „Gelobt sei der Name seines herrlichen Reiches in alle Ewigkeit!“ Das wiederholt er dreimal und wartet wieder, daß die Sterbende sich bereite, ihm das nachzusprechen. Aber sie liegt still mit offenen klaren Augen und sieht ihn nur immer in all ihrer Güte an. Und zum dritten Male hebt der Uralte an und spricht ihr siebenmal das hochheiligste Bekenntnis vor: „Der Ewige, er ist Gott! Der Ewige, er ist Gott!“ Sie aber schweigt.

Da denkt er: „Warum schweigt sie denn? Hat sie mich nicht holen lassen, daß ich ihr vorspreche, was sie mir nachsprechen wollte?“ und fängt noch einmal an, ihr alles vorzusagen. Wie er fertig ist, schweigt sie abermals und Reb Eilje beginnt, sich den Schweiß abzuwischen. Wieder fällt sein Blick auf die Silberhand mit dem drohenden Finger. Er glaubt, daß sie ihm noch immer grolle, weil er sie dereinst so hart zurechtgewiesen um ihren leichten Sang. Er glaubt, daß sie Reue habe, ihm das Opfer ihres jungen Lebens gebracht zu haben. Und er will etwas sagen und kann nicht. Und sieht wieder ihre Augen voller Liebe und weiß nun, daß er gar nichts zu sagen braucht. Er seufzt tief auf und beginnt von neuem, die Scheimes zu sagen. Dabei richtet er seine Augen zum Himmel empor und bittet Gott, er möge die Zunge der Sterbenden lösen, daß sie ihn, den Hochheiligen, bekenne und als fromme Seele von hinnen scheide. Und beginnt mit einer Gewalt zu rufen, als gälte es nicht der

Sterbenden da, sondern ihm selbst, Reb Eilje, dem Hundertjährigen, der so lange leben mußte. Und plötzlich durchzuckt es ihn mit einem gewaltigen und innigen Schrecken, daß es ihm wirklich selber gilt, daß er es ist, der sterben soll, er, der sterben — darf, nachdem er das Leben eines Mannes gelebt und das Leben eines Weibes dazu. Und sieh, da richtet sich die Silberhand am Halse Chane Mirels auf, wächst ins Unermeßliche vor ihm und ruft: „Ich bin die Furcht!“ Und die Augen des Weibes fangen an zu schimmern, zu brennen, zu flammen wie eine Sonne und sprechen zu ihm: „Wir sind die Liebe!“ Und in diesem Augenblicke merkt Reb Eilje Süßmann, der heilige Rabbi, daß sein Sterben angefangen hat, und er beginnt zu schreien, zu schreien, zu schreien: „Schma Jisroel —!“ — —

Dem Gaon von Wilna und dem Misritscher Maggid ist sehr merkwürdig zumute, als sie von dem greisen Reb Eilje so kurzerhand bei der Kerze allein gelassen werden. Jeder hätte wohl dem anderen gern mancherlei Dinge gesagt, aber der Uralte hat eine Bangigkeit in der Stube zurückgelassen, die den beiden lange die Kehle verschließt. Endlich wirft der stolze Gaon den Kopf zurück und ohne Anrede fragt er den anderen: „Was haltet Ihr von ihm?“ Der Misritscher ist in tiefes Nachdenken versunken und antwortet nicht. Der Gaon fragt nicht zum zweitenmal, sondern fängt an, mit harten Schritten und voller Ungeduld die Stube auf und ab zu gehen, und jeder Schritt scheint zu rufen: „Gehorsam dem Gesetz!“ Der Misritscher hat den Blick nach innen gekehrt, und sein Lächeln scheint zu sagen: „Freude in der Welt!“ Plötzlich fährt er auf und packt den Wilnaer entsetzt an den Armen: „Hörtet Ihr den Schrei?“ keucht er. Der entwindet sich ärgerlich: „Ich hörte nichts.“ Aber schon ist der Maggid zur

Tür hinaus: „Wo ist der Row? Suchet den Row, ihr Schüler! Suchet den Row!“

Die ganze Stadt gerät in Aufruhr und alles läuft hin und her mit Fackeln durch die Nacht, den alten Reb Eilje zu suchen. Lange vergeblich. Endlich ruft ein Knabe: „Die Tür zur Synagoge steht offen.“ Alle Juden laufen herzu: „Wer hat das Gitter geöffnet?“ fragen sie und drängen sich vor und untersuchen das Schloß: „Geht hinein und seht zu, Reb Henoch!“ sagt man zu einem. Der geht bis an die Tür, dann kehrt er um: „Geht Ihr!“ sagt er zu einem andern. Der geht, legt auch schon die Hand auf die Klinke, aber weiter wagt er sich auch nicht. So gehen sie einer nach dem andern, und alle kehren sich schaudernd ab.

Da kommt der hohe Gaon von Wilna mit starkem Schritt durch die Menge gegangen und hinter ihm der Misritscher Rebbe. Alle weichen ehrfurchtsvoll zur Seite. Der Gaon öffnet stumm das Tor der Synagoge, sie treten ein und nun drängt die ganze Menge ihnen nach.

„Mein Vater, mein Vater! Wagen Israels und seine Reiter!“ schreit der Rebbe gewaltig durch den Raum.

„Ruhe!“ herrscht der Wilnaer ihn und alle Männer und Weiber an.

Der Blick des Rebben hat es zuerst gesehen: Vor der geöffneten Lade liegt tot auf seinen Knien der uralte Reb Eilje. Man sieht an seinen emporgereckten Armen, daß er im letzten Kampfe die Thora zu umfassen suchte. Diese steht mitten in der Lade im brokatenen Kleide, mit heiligen Worten in Gold gestickt, geschmückt mit silberner Krone und mit einer Kette, an deren Ende eine weisende Hand von vergoldetem Silber hängt.

Der Gaon unterbricht zuerst die entsetzensvolle Stille, indem er sich umwendet und mit gebrochener Stimme spricht:

„Weint, Juden! In den Armen der Thora starb ein Gerechter. Er starb als treuer Row!“

Der Misritscher Rebbe aber hebt an und spricht: „Ich habe einen Schrei gehört, den ihr alle nicht hörtet! Weint, Juden: Ein Chossid[1] ist gestorben!“

[1] Ein Anhänger des Chassidismus.

DIE GROSSE
UND DIE KLEINE MENSCHENLIEBE

Es war einmal ein weiser Mann, der hatte drei Schüler, und mehr wollte er nicht haben. Aber auch nicht weniger. Denn er pflegte zu sagen: „Ein Schüler — kein Schüler, zwei Schüler — halbe Schüler, drei Schüler — ganze Schüler, — vier Schüler — kein Lehrer.“ Diese drei Schüler nun liebte er von ganzem Herzen und von ganzer Seele und widmete ihnen nicht nur seine Lehre, sondern sein volles Leben. Er hatte sie schon als Knaben zu sich genommen, lebte mit ihnen in seinem alten, hohen Hause und verbrachte in der edelsten und liebevollsten Gemeinschaft mit ihnen seine Tage.

Die Schüler dieses weisen Mannes aber waren ihrer Natur und Art nach ganz verschieden. Gabriel, der älteste, war ein feuriger Jüngling, der leicht mit beiden Händen nach den Sternen griff. Der zweite, Uriel, ein versonnener und suchender Mensch, in sich gekehrt, aber freilich auch nie fertig mit sich selbst. Von Rafael, dem dritten, aber konnte man nicht recht sagen, was er eigentlich war. Deutlich war nur, daß er im Denken und Lernen nicht Schritt hielt mit den andern beiden und oftmals, wenn Meister und Schüler sich in den erhabensten Regionen des Lebens und der Lehre bewegten, wie aus einer anderen Welt in diese Erhabenheit herüberzustarren schien. Was nicht hinderte, daß der Meister ihn mit gleicher Liebe umfing wie die anderen beiden und mit um so größerer Geduld. Denn sein Herz war gut, sein Auge klar, und sein Leib von wohlgefälligem und geradem Wuchse.

So vergingen die Jahre. Da kam ein Krieg ins Land, der mehrere Jahre währte und die halbe Welt erschütterte. Mißwachs schuf Hunger, Hunger schuf Seuche, sodaß, was nicht vom Schwerte fiel, durch den Hunger und allerlei Krankheiten hingerafft wurde. Bei all dem Jammer aber war das Schlimmste, daß das ganze Leben im Lande wie aus den Angeln gerissen schien. Alles Glück und alle Freudigkeit war von den Leuten gewichen, an jedem Herde saß das Leid und würzte die schmale Kost mit Bitterkeit, über dem Leide aber erhob sich der Haß mit seinen drei Trabanten, Selbstsucht, Wucher und Gewalt und behauptete breit und frech das Feld mit letztem Worte.

In dieser großen Not berief eines Morgens früh der Meister seine drei Jünger um sich und sprach zu ihnen vor der Türe seines Hauses wie folgt: „Wer von euch, meine Söhne, versteht noch die Welt? Ich verstehe sie nicht mehr. Warum hassen sich die Leute? Warum sind sie so dumm, sich zu hassen, da sie sich doch ebenso gut lieben könnten. Warum so töricht, zu wuchern, zu stehlen und zu rauben, da sie doch alle bekennen, daß sie dabei unglücklich sind? Wenn sie nicht so gut sind, um gut zu sein, warum sind sie nicht so klug, es zu sein, warum nicht so schlau? Wahrhaftig, ich verstehe die Welt nicht mehr. Aber eins verstehe ich nun: daß der weise König Salomo recht hatte, wenn er meinte, es gäbe eine Zeit zum Reden, und es gäbe eine Zeit zum Schweigen. Heute, meine Söhne, ist die Zeit zum Reden gekommen. So viele Jahre leben wir nun zusammen einträchtig lernend und lehrend, und selbst der Krieg hat der liebevollen Stille unseres Lebens nichts anhaben können. Ich war euer Meister, ihr meine Schüler. Die Zeit ist gekommen, da ihr versuchen solltet, selber Meister zu sein. Denn seht, die Welt braucht Führer, um sich zurückzufinden zu sich selbst.

Ferne sei es von mir, euch wie der Kuckuck seine Jungen aus dem Neste zu werfen, ohne vorher mit euch einen Flug über die Zweige versucht zu haben. So zieht denn heute einmal aus und predigt den Leuten und bessert sie, wenn ihr könnt. Seid liebevoll zu ihnen, denn nichts als die Liebe fehlt der Welt. Seht, dort steigt herrlich und groß die Sonne über den Wald. Wenn sie sinkt, erwarte ich euch. Vielleicht, daß wir mit der sinkenden Sonne die Welt besser verstehen als jetzt. Vielleicht nur wenig, aber wenig ist viel in einer Zeit, meine Söhne, wo viel so wenig ist. Lebt wohl!"

Mit diesen Worten segnete und entließ der weise Mann seine Schüler, die nun sehen mochten, was mit des Meisters Worten anzufangen war. Eine Weile standen sie noch da und blickten halb verwundert über die plötzliche Anrede, die sie soeben erfahren, halb glücklich über den lebendig empfundenen Wechsel in ihrem Leben dem Meister nach, der ernst und still die Türe seines alten Hauses hinter sich geschlossen hatte. Dann stürmte Gabriel voraus, ihm folgte kopfschüttelnd Uriel, Rafael brach sich erst noch einen grünen Zweig vom Busch, den er mit einiger Umständlichkeit an seinem Hute befestigte und begann dann ebenso, wie die anderen seine Probefahrt ins Leben hinein.

Kaum Mittag war es geworden, da kehrte Gabriel, der älteste, schon heim und betrat stürmisch des Meisters Gemach. „Meister," rief er, „Meister! Ich habe das Leben nicht gekannt, aber nun kenne ich es! Die Welt war mir verschlossen, aber nun sind mir ihre Tore aufgesprungen! Meister, die Menschen sind gut!"

Der Meister ließ die stürmische Anrede über sich ergehen. Dann begann er zu fragen und nach mannigfachen Versuchen hinter die Wahrheit zu kommen, was bei den sich überstürzenden Äußerungen des Jünglings nicht ganz einfach

war, erfuhr er schließlich die Erlebnisse Gabriels. Gabriel war auf den Marktplatz der Stadt gegangen und hatte dort einfach zu reden angefangen. Leute hatten sich um ihn gesammelt, die seinen Worten lauschten, und da mit den Worten ihm der Worte Leidenschaft gekommen war, so hatten Hörer sich zu Hörern gesellt, und schließlich war eine unübersehbare Menschenmenge der Gewalt seiner Rede erlegen.

„Sie haben geweint, Meister, sie haben alle geweint! Sie haben mir die Hände geküßt, sie haben mich auf den Schultern getragen! Meister, sie haben mich auf den Schultern getragen!"

„Und was sagtest du ihnen?" fragte der Meister.

„Der Mensch ist gut!" rief ich in die Menge hinein und rief es immer wieder: „Der Mensch ist gut! Und dieser Krieg ist eine Lüge, ein Traum, ein Schlaf, ein Alpdruck der schlafenden Menschheit! Wacht auf zur Güte, Menschen, wacht zum Menschen auf! Menschheit zur Menschlichkeit!"

„Und dann, was sagtest du dann?" fragte der Meister.

„Und dann? Hörst du denn nicht, was ich sage? Ich rief die Menschheit zur Menschheit zurück. Ich schlug den Haß mit der Rute der Menschenliebe, der ewigen, großen, herrlichen Menschenliebe! Meister! Derselben Menschenliebe, die du uns gelehrt!"

„Wohl," sagte der Meister, „ich verstehe dich und bewundere die Kraft deiner Rede, die die Menschen bezwang, woran ich nicht zweifele. Sie werden noch lange von dir reden, Gabriel."

„Sie haben mir die Hände geküßt, Meister, und mich auf den Schultern getragen."

„Du bist begeistert, wie du begeistert hast. Ruhe dich aus, Gabriel", sprach der Meister.

Gabriel ging. Als er zur Tür hinauswollte, öffnete sie sich leise, und herein trat Uriel. Er kam nicht allein. Eine Anzahl Jünglinge und Männer in ärmlicher Kleidung folgten ihm und hielten sich in scheuer Entfernung.

„Nun, Uriel?" fragte der Meister.

Uriel lächelte, und der Meister bemerkte, daß er glücklich, wenn auch ein bißchen müde aussah. Er begann zu reden, und seine Stimme war voll sanfter Entsagung.

„Ich ging über den Markt, Meister, und durch alle Gassen. Ich sah in die Heimstätten der Menschen hinein und lauschte ihren Reden unter dem Tore. Aber wohin ich kam, trat mir Selbstsucht entgegen, ich sah, wie die Großen die Kleinen drückten, und sah im Auge aller den Haß gegen alle. Die Großen waren klein und noch kleiner die Kleinen. Keiner traute keinem, und alle wucherten mit allem. Nicht nur Geld wollten sie, sondern auch ihr Wort, ihre Miene, ihr Lächeln, ihr Ja und Nein sollte ihnen Zinsen tragen. Ich wollte reden, aber ich vermochte es nicht. Die Lippen waren mir wie versiegelt. Wahrlich, Meister, ich bin nicht geschaffen, um zur Buße zu rufen, aber ein Leben in Liebe zu leben, dazu bin ich geschaffen. Ich suchte nach Augen, die mein Auge suchten, und ich fand die Augen der Suchenden, und der Sehnenden Atem mischte sich mit meinem. Meister, laß mich diese lieblose Welt verlassen und mit den Freunden, die ich fand, die Einsamkeit suchen. Wir wollen die Liebe verwirklichen im Stillen und das Menschliche im Frieden der Wälder."

Uriel schwieg.

„Wo bleibt Rafael?" fragte der Meister. Die Sonne sank, Rafael kam nicht. Gabriel wollte hinaus, ihn zu suchen, Uriel drängte es, mit seinen Jüngern Abschied zu nehmen. Der Meister hielt beide zurück: „Wartet," sagte er, „er ist

stets der Langsamsten einer gewesen, ich wußte, daß er der letzte von euch sein würde. Darum habt Geduld, denn Geduld ist Liebe, und um der Liebe willen habe ich euch gesandt."

Als aber die Dämmerung gekommen war und Rafael immer noch ausblieb, machte sich der Meister selber auf, ihn zu suchen. Die Schüler schlossen sich ihm an. Und auch Uriels Jünger folgten ihm nach. Sie wanderten durch die dunklen Gassen und fanden ihn schließlich an einem Brunnen bei einem Mädchen stehen, dem er lächelnde Worte sagte.

„Rafael!" rief der Meister. Der Angerufene fuhr herum und stand rot übergossen vor seinem Meister, während das Mädchen scheu entwich.

„Hast du die Zeit vergessen? Wo bleibst du so lang?"

„Oh, Meister," sprach Rafael, und seine Augen glänzten, „oh, Meister, wie schön ist die Welt, in die du mich sandtest!"

„Ist sie wirklich so schön?" fragte der Meister. „Wohlan, setzen wir uns auf den Brunnenrand, und erzähle du uns, was du erlebt."

„Ich habe nichts erlebt, Meister."

„Du zogst doch aber aus, um zu erleben, Rafael?"

„Meister, ich hatte keine Zeit."

„Keine Zeit? Wie verstehe ich das?"

„Ja, Meister, ich ging in die Stadt hinab, und wie ich so ging, dachte ich: Warst lange nicht bei deinen alten Eltern, Rafael. Sag' ihnen „Guten Tag", ehe du dein Tagewerk tust! Wie ich aber in die Hütte trat, war die Mutter krank, und der Alte mühte sich, ihr am Herd eine Suppe zu kochen. „Laß mich, Alter", sagte ich und nahm ihm die Mühe ab und kochte die Suppe. Dann plauderte ich einige Zeit; schließlich ging ich meines Weges und dachte nach, wie

sich wohl die arge Welt bessern ließe. Meister, es ist viel Störung in der Welt. Sieh, als ich so ging, kam ich an einem Sandhaufen vorbei, auf dem Kinder spielten. Die Kinder stritten sich, denn sie spielten im Sande Kuchenbacken und stritten sich um die hölzernen Formen, mit denen sie spielten. Da mußte ich denn Frieden stiften und den Größeren sagen, daß sie den Kleinen das Vorrecht ließen."

„Und dann?" fragte der Meister ernst.

„Es ist wirklich viel Störung in der Welt," sagte Rafael, „du glaubst nicht, wie viel! Als ich nämlich weiterging und auf den Markt kam — ich dachte nämlich, auf dem Markte ließe sich am besten zu den Leuten reden —, da sah ich, wie einer alten Hökerfrau der Korb mit den Äpfeln hingefallen war. Da mußte ich doch helfen, das Obst einzusammeln, über das die Gassenbuben schon hergefallen waren."

„Das ist dieselbe Frau, Meister, die all die schlimmen Jahre, als die Leute nichts zu essen hatten, mit ihren Äpfeln wucherte, und dem armen Volke noch nicht den Blick darauf gönnte!" rief Gabriel dazwischen.

„Die Frau jammerte aber, das weiß ich genau," erwiderte Rafael, „was sollte ich tun? — Damit war es aber schon wieder Mittag geworden. Ich hatte meinen Alten versprochen, einmal wieder zu Hause zu essen, und so aß ich zu Hause und versorgte die kranke Mutter."

„Rafael, Rafael!" sagte mit ernstem Kopfschütteln der Meister.

„Nein, Meister, ich weiß, was du sagen willst. Aber es ist nicht so, ich hatte wirklich keine Zeit. Auch am Nachmittage — ich hatte mir vorgenommen, auf dem Markte mein Heil mit den Leuten zu versuchen — wurde ich aufgehalten. Ich hörte plötzlich aus einem Hause lautes Geschrei, und sah durch das offene Fenster, wie ein Arbeits-

mann seine Frau schlug. Recht unbarmherzig schlug, Meister. Es tat mir weh um das Weib, wiewohl sie es an dem schuldigen Gehorsam wohl mochte haben fehlen lassen. Da lehnte ich mich ins Fenster, tat, als wenn ich nichts gesehen und gehört hätte, und fragte den Mann, ob er mir wohl einen guten Schuster sagen könnte. Zuerst wandte er sich grimmig nach mir um, aber als ich so ganz ahnungslos tat und sachte ein Wort zum anderen fügte, das Weib auch die Gelegenheit benutzt hatte, um aus der Stube zu laufen, beruhigte er sich sichtlich. Als ich das sah, bat ich ihn sofort, mir gegen eine Belohnung den Weg zu zeigen, was er auch tat. Auf dem Wege kam ich vom Reden ins Scherzen; als er aber lachte, schickte ich ihn nach Hause, denn ich wußte, nun würde er seiner Frau nichts mehr tun."

„Laß mich gehen, Meister!" Uriel erhob sich vom Brunnenrand: „Laß uns gehen! Er redet und redet und kommt nicht zum Ende!"

„Still, Uriel! Noch eine letzte Frage an ihn, dann gehe auch ich!" Der Meister erhob sich und schaute Rafael mit einem Blicke in die Augen, von dem man nicht wußte, war er streng oder was war er? „Rafael," sagte er, „du meinst, daß es Störungen gebe im Leben. Rechnest du zu diesen Störungen auch, daß man am Abend schäkernd mit einem Mädchen am Brunnen stehen muß?"

Rafael wurde blutrot im Gesicht. Dann sagte er leise: „Meister, du hast nicht gesehen, wie häßlich und alternd das Mädchen war!"

„Meister," sprang Gabriel auf, „dieser Schwätzer ist nie dein Schüler gewesen, „gehen wir heim, denn die Nacht ist da!"

„Nein, Gabriel, sondern die Sonne geht auf!" Mit leuchtenden Augen trat der Meister auf Rafael zu, schloß ihn in die

Arme, küßte ihm Augen, Stirn und Mund und segnete ihn unter den Sternen der Nacht. Als aber Gabriel und Uriel mürrisch dreinsahen, sprach der Meister ein letztes Wort:

„Drei Jünger der Menschenliebe zogt ihr aus in den leuchtenden Tag. Was bist du hinausgestürmt, Gabriel, und kehrtest wieder, trunken und selig? Und du, Uriel? Düsterer, ewig Suchender, was fliehst du die Welt? Geht hin und tut, wie er getan! Denn wißt: Groß ist die Menschheit, aber der Mensch ist klein! Ewig die Liebe, aber das Leben eng und kurz! Findet im Kleinen das Große und übt es im Kleinen! Blickt euch um, wer neben euch steht: Vater, Mutter, Schwester, Bruder und ein häßliches Mädchen unter dem Baum! Seht, da habt ihr die ganze Menschheit. Narr, der die Welt umarmen will und geht an dem Mädchen vorbei! Narr, wer die Welt verlassen will und läßt Vater und Mutter zurück! Und wär's nur ein Narr! Aber in Wahrheit ist es Sünde, meine Söhne! Denn mag das hohe Lied der Liebe erklingen in ewigen Harmonien, mag Prophetenwort der Liebe Verheißung verkünden in unsterblichem Wort, Menschheit träumt fern, und nur der Mensch ist wach und nah, und die nächste Liebe, sie allein ist die wahre Nächstenliebe, und er hat sie heute geübt."

I N H A L T

*

IM AFFENWALD 5

DIE WASSER SILOAHS 23

DIE LEGENDE VON RABBI AKIBA 41

ACHER ODER DIE RESTE DER TUGEND 73

DIE EMPÖRUNG DES BAUMES 87

DIE FREMDEN JAHRE 99

DIE GROSSE UND DIE KLEINE MENSCHENLIEBE . 135

*

Druck der Spamerschen
Buchdruckerei in Leipzig